

Geworfen in Welt, Gesellschaft und Sprache.

Existentialismus und Identität in Ingeborg Bachmanns

Erzählband *Das dreißigste Jahr*

by

Belinda Kleinhans

A thesis

presented to the University of Waterloo

in fulfilment of the

thesis requirement for the degree of

Master of Arts

in

German

Waterloo, Ontario, Canada, 2007

© Belinda Kleinhans 2007

AUTHOR'S DECLARATION FOR ELECTRONIC SUBMISSION OF A THESIS

I hereby declare that I am the sole author of this thesis. This is a true copy of the thesis, including any required final revisions, as accepted by my examiners.

I understand that my thesis may be made electronically available to the public.

Abstract

The following thesis deals with the problem of self-identity in Ingeborg Bachmann's narrative cycle *Das dreißigste Jahr* (*The Thirtieth Year*) and discusses the terms and conditions of developing one's own, authentic identity.

Until now, this early cycle has been analysed with an emphasis on either gender studies or philosophical perspectives. These analyses mainly address the utopian concept of language or the boundary between that which can be said, and 'the mystical' beyond this border.

To give the question of identity a new perspective, this thesis applies existentialist theories from the field of philosophy to the narratives and determines the connection between self-identity, world, society and language. Gender theories, as well as philosophical-mystical speculations, are mainly excluded in the search for a new answer to the old question: How is a person's identity formed? The main questions that are addressed in the thesis include: Is it possible to be oneself and how? How can we create our own identity despite the image of ourselves presented to us by others? And are we capable of constructing our own identity with the language available to us?

In the first part of the thesis, I will provide a theoretical foundation, the philosophical background that underpins my analysis. After clarifying the direction of my study, the questions it will address and describing the method I will use in my analysis, I include a definition section that gives clear explanations about the key concepts of identity and existentialism which pertain to my analysis. This is followed by a basic philosophical introduction that explains the main concepts used in this work, including: Being thrown into the world, the quest for self-identity, the relationship between the "self" and the "other" and the meaning of language. These concepts are taken from the existentialist philosophy of Heidegger and Sartre. The next section gives an

overview of the research to date concerning the most important works on the topics of “identity” and “language” in Ingeborg Bachmann’s prose, with a focus on the cycle *Das dreißigste Jahr* and positions the thesis in the context of this current research.

The main analysis of the primary work applies the philosophical theories to a close analysis of the narratives, focussing not just on single narratives, but on aspects of them all. After a short overview of the contents of each narrative it analyses these aspects under five main topics: The condition of the self as being “thrown into the world”; the relation between self and society; the problem of language; the attempt to break free from society and language; and finally the “reconciliation” between society and a person’s self-identity within the framework of world, language and society. The main emphasis in the results focuses on the alienating effect that society as well as language has on the self, and the struggle of the self to achieve an independent and authentic self-identity.

This thesis goes beyond the existing research on the narratives by addressing aspects of the self within a given framework other than gender theories, role-specific arguments or philosophical-mystical explanations. Its analysis of the works from an existentialist point of view, i. e. Sartre and Heidegger, provides a new perspective on what are essentially philosophical texts.

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis	vii
1 Einleitung	S. 1
1.1 Forschungsfrage	S. 1
1.2 Forschungsbeitrag	S. 2
1.3 Methode	S. 4
2 Begriffsdefinitionen	S. 8
2.1 Existentialismus	S. 8
2.2 Identität	S. 9
3 Spuren der Existenz: Existentialphilosophische Ansätze	S. 10
3.1 In-Sein als solches und die Geworfenheit des Menschen	S. 11
3.2 Identitätsfindung als existentialistische Aufgabe	S. 12
3.3 Das Ich und die Gesellschaft im Existentialismus	S. 14
3.4 Sprache im Existentialismus	S. 16
4 Stand der Sekundärliteratur	S. 18
4.1 Stand der Sekundärliteratur zu der Problematik der Identität in Ingeborg Bachmanns Prosa, insbesondere in dem Erzählband <i>Das dreißigste Jahr</i>	S. 18
4.2 Stand der Sekundärliteratur zu der Problematik der Sprache in Ingeborg Bachmanns Prosa, insbesondere in dem Erzählband <i>Das dreißigste Jahr</i>	S. 20
5 Zur Problematik der Selbst-Identität in den Erzählungen des Erzählbandes <i>Das dreißigste Jahr</i>.....	S. 26
5.1 Kurzer inhaltlicher Abriss über die Erzählungen des Erzählbandes <i>Das dreißigste Jahr</i>	S. 26

5.2	In die Welt geworfen – ein „Spiel mit vorgefundenen Spielregeln“	S. 30
5.2.1	Die Welt als Spiel	S. 32
5.2.2	Die Welt als Falle	S. 35
5.2.3	Die Welt als Wahn	S. 37
5.3	Subjekt und Gesellschaft	S. 41
5.3.1	Suche nach Selbst-Identität	S. 41
5.3.2	Das Ich und der andere: Die Gesellschaft	S. 44
5.3.2.1	Das Selbst im Man	S. 44
5.3.2.2	Das Phänomen Moll	S. 46
5.3.2.3	Entfremdung in „Gerüchtgestalten“	S. 51
5.4	Die Problematik der Sprache	S. 58
5.4.1	Gerede als „Gaunersprache“	S. 59
5.4.2	Fehlende Identität durch mangelnde Übereinstimmung	S. 66
5.5	Identitätssuche jenseits der Grenzen: Versuchter Ausbruch aus der Gesellschaft	S. 70
5.5.1	Eine neue Sprache	S. 71
5.5.2	Der neue Mensch	S. 75
5.6	Kein Jenseits der Grenzen: Identität innerhalb der Gesellschaft	S. 79
6	Zusammenfassung und Fazit	S. 84
7	Referenzen	S. 89

Abkürzungsverzeichnis

Abkürzungen Primärwerke

<i>A</i>	„Alles“
<i>DJ</i>	„Das dreißigste Jahr“
<i>JS</i>	„Jugend in einer österreichischen Stadt“
<i>SG</i>	„Ein Schritt nach Gomorrha“
<i>U</i>	„Undine geht“
<i>UMI</i>	„Unter Mördern und Irren“
<i>W</i>	„Ein Wildermuth“

Abkürzungen Sekundärwerke

<i>BN</i>	<i>Being and Nothingness</i>
<i>SZ</i>	<i>Sein und Zeit</i>

1 Einleitung

Die schwierigste und mitunter dringendste Frage, die sich ein Mensch in seinem Leben stellen kann, ist die Frage nach dem eigenen Selbst. Die Frage, wer man ist, ist eine Frage, die immer aktuell bleibt und keine endgültige Antwort finden kann. Die Literatur ist voll von Menschen, die nach ihrer eigenen Identität suchen--ein gutes Beispiel hierfür sind die klassischen Bildungsromane wie beispielsweise Goethes *Wilhelm Meister*, oder aber auch Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Immer wieder begeben sich literarische Figuren auf die Suche, die auch für die Charaktere aus Bachmanns Erzählband *Das dreißigste Jahr* bestimmend ist.

Es geht um die Identität, und die Frage nach Identität ist auch zugleich eine Frage nach den Bedingungen dieser Identität. Daher werde ich, auf der Suche nach Identität, anhand der Erzählungen aus *Das dreißigste Jahr* die Bedingungen des Selbst-Seins in dem Spannungsfeld von Welt, Gesellschaft und Sprache untersuchen. Dabei geht es mir nicht so sehr um einen utopischen Entwurf, wie er in der Sekundärliteratur oft analysiert wird, sondern um die tatsächlichen Bedingungen, auf die wir bei unserer Selbstwerdung stoßen, geworfen in eine Welt, eine Gesellschaft und eine Sprache, die sich auf der Suche nach Selbstidentität als strukturierende Grundkonstanten zeigen, mit denen man sich auseinandersetzen muss.

1.1 Forschungsfrage

In mehreren Prosatexten Ingeborg Bachmanns tauchen immer wieder Themen auf, die aufs Engste mit den Fragen der Existentialphilosophie verbunden sind. Diese Fragen kreisen um die Suche der Protagonisten nach Selbstidentität, ausgehend von der schwierigen existenziellen Situation der „Geworfenheit“ in die Welt und der scheinbar endlosen Aufgabe, man selbst zu werden. Strebt man eine gemeinsame Lektüre der Prosatexte Bachmanns mit der Existentialphilosophie von Heidegger und Sartre an, so ergeben sich interessante Parallelen und

Deutungsweisen. Bachmanns Protagonisten stehen vor den gleichen existentialistischen Problemen, welche die Existentialphilosophie beschreibt.

Ich werde in Bachmanns Erzählband *Das dreißigste Jahr* untersuchen, inwiefern sich die in diesen Erzählungen zu Grunde liegende Ideen des philosophischen Existentialismus auf die Suche nach Selbst-Identität der Protagonisten auswirken. Dem philosophischen Existentialismus zufolge ist uns das Leben als Aufgabe gestellt, die wir bewältigen müssen. Ein Schwerpunkt dieser Aufgabe ist es, man selbst zu werden, das jeweils eigene Sein zu erringen. Diese Suche nach Identität, die sich insbesondere in den Erzählungen von Bachmanns erstem Erzählband *Das dreißigste Jahr* als Leitthema deutlich abzeichnet, geht von den Bedingungen des In-die-Welt-Geworfenseins aus, die ich unter Kapitel 3.1 detailliert erläutern werde. Dies ist bei Bachmann aufs Engste verknüpft mit dem Problem der Sprache. Sprache bestimmt grundlegend die Möglichkeiten der Ich-Werdung mit. Die Leitfragen meiner Thesis werden sich um die Problematik der Selbst-Identität drehen, beleuchtet vor existentialistischem Hintergrund. Ist es möglich, man selbst zu sein? Wie? Wie setzt man seine Identität gegen das Fremdbild, das andere von uns entwerfen, durch? Und wenn Sprache uns mitbestimmt, kann man dann mit der vorhandenen Sprache überhaupt zu sich selbst kommen?

1.2 Forschungsbeitrag

In der bisherigen Ingeborg-Bachmann-Forschung wurde vor allem der Lyrik der Autorin sowie ihrer späten Prosa, insbesondere ihrem Roman *Malina*, große Aufmerksamkeit zuteil. Im Mittelpunkt der Forschung, die sich mit Bachmanns Prosawerken beschäftigt, stehen bisher vor allem Themen, die Ingeborg Bachmanns Werk entweder biographisch betrachten, es in der Genderforschung feministisch analysieren oder aber die Einzeleinflüsse des Denkens von Wittgenstein, Heidegger oder auch Musil auf die Prosawerke nach zu vollziehen. Obwohl

Heidegger, der als Philosoph der Autorin, wie ihre Dissertation *Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers* beweist, durchaus geläufig war, in der Sekundärliteratur immer wieder als Einfluss auftaucht und auch analysiert wird, stehen bei diesen Analysen oftmals die metaphysischen Dimensionen seines Werkes im Vordergrund sowie seine Interpretation der Sprache als das Andere¹. Seine Analysen und existentialistischen Überlegungen den Menschen als gesellschaftliches Wesen betreffend, die ich als Grundlage meiner Methode verwende, werden hierbei kaum beachtet.

Der mysteriöse Ruf, der der Autorin schon vor ihrem unaufgeklärten Tod anhing, und der „Mythos Bachmann“ (vgl. hierzu auch Meyer-Gosau 15), der schnell entstand, unterstützen vielfach die biographisch-feministischen Interpretationen, die Bachmann als Kritikerin patriarchalischer Lebenssysteme feiern und ihre Prosa hauptsächlich als Manifest der Frauen, die unter den Zwängen einer patriarchalischen Gesellschaft leiden, deuten. Andere Aspekte wurden dabei bisher vielfach vernachlässigt. Ein Beispiel dieser noch immer präsenten Forschungsrichtung ist das in diesem Frühjahr erschienene Literatur-Spezial der Zeitschrift *Literaturen*, das den „Mythos Bachmann“ in eben der beschriebenen Weise anführt, und trotz neuer Wege nicht von einer anti-patriarchalischen Lesart von Bachmanns Texten ablässt.

Ingeborg Bachmanns erster Erzählband, *Das dreißigste Jahr*, der laut Kritikern Bachmanns einen „Bruch“ mit dem Schreiben der Lyrik bedeutete, wurde von Rezensenten, welche die Stärken der Autorin vor allem in diesem Bereich sahen, stark kritisiert und verworfen. Er wurde „entweder im Licht von Bachmanns Lyrik interpretiert . . . oder aber verstanden . . . als eine Art von ‚lyrisierter‘ Prosa, die von daher also nicht eigentlich als Prosa zu lesen sei, bzw. sogar eingestuft . . . als das schlicht minderwertig ausgefallene Resultat der

¹ Dieses Sprachverständnis Heideggers spiegelt sich in seinem Spätwerk *Unterwegs zur Sprache* und hat mit den Analysen der Sprache als gesprochene Sprache der Gesellschaft, dem Gerede, die sich in *Sein und Zeit* finden, wenig gemein.

Prosaschreibversuche einer Lyrikerin“ (Meyer 167f.). Demzufolge wurde dieser Erzählband, der im Schatten der Lyrik stand, auch weitgehend von der Forschung ignoriert.

Ich werde in der vorliegenden Arbeit nicht nur einen allgemeinen interpretatorischen Beitrag zu dem wenig behandelten Erzählband *Das dreißigste Jahr* leisten, sondern in einem groß angelegten Versuch einige Grundideen des philosophischen Existentialismus, basierend auf ausgewählten Texten von Heidegger und Sartre, mit Interpretationen der Erzählungen zusammenbringen. Auf diese Weise hoffe ich, eine neue Richtung in der bisherigen Forschung zu Ingeborg Bachmanns Prosa, die sich mit der Thematik der Identität beschäftigt, einzuschlagen, indem ich zu einer allgemeineren Identitätsbestimmung, unabhängig von Genderdiskussionen, kommen möchte anstelle einer bisher von der Gender-Problematik und einem Fokus auf „weibliches Schreiben“ bestimmten.

1.3 Methode

In der bisherigen Ingeborg-Bachmann-Forschung wurden viele Einzelbeziehungen der Autorin zu der Philosophie von Ludwig Wittgenstein, Martin Heidegger und anderen hergestellt, oft jedoch, ohne die Werke der Autorin detailliert vor dem Hintergrund einer größeren philosophischen Idee zu beleuchten. Unabhängig von genderspezifischen oder feministisch inspirierten Analysen möchte ich den bisher nur wenig beachteten ersten Erzählband *Das dreißigste Jahr* mit der philosophischen Strömung des Existentialismus in Verbindung bringen. Aspekte, die sich mit den soziohistorischen Hintergründen der Erzählungen beschäftigen, werden in dieser Arbeit ebenfalls weitgehend ausgeklammert, da sie den Rahmen einer Thesis sprengen würden. Explizit kommen diese Aspekte nur in den beiden Erzählungen „Jugend in einer österreichischen Stadt“ und „Unter Mördern und Irren“ vor², die in dieser Arbeit jedoch unter

² Zu beiden Erzählungen liegen Interpretationen, die den Aspekt des Historizismus fokussieren, vor. Vgl. hierzu beispielsweise Imke Meyers „Ein Schandgesetz erkennt man, nach dem alles angerichtet ist’: Täter-Opfer-

dem universelleren Aspekt der Existentialphilosophie mit den anderen Erzählungen gemeinsam interpretiert werden.

Als Grundlage werden mir ausgewählte Texte von Martin Heidegger aus *Sein und Zeit*, und Jean-Paul Sartres *Der Existenzialismus ist ein Humanismus* sowie *Sein und Nichts* dienen, die ein existentialistisches Verständnis des Menschen in der Welt beschreiben. Diese Auswahl der philosophischen Texte erhebt nicht den Anspruch auf eine vollständige Wiedergabe aller existentialistischen Überlegungen der beiden Philosophen, da sämtlichen Aspekten der existentialistischen Untersuchungen Rechnung zu tragen den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Vielmehr stehen Einzelaspekte, die einen wichtigen interpretatorischen Beitrag zu dem bachmannschen Erzählband im Hinblick auf die Problematik der Identität liefern können, wie die existentielle Situation des In-der-Welt-Seins und der Geworfenheit sowie die Projektion des eigenen Seins und das Ich im Verhältnis zum anderen im Vordergrund. Die Methodik arbeitet mit den ausgewählten existentialphilosophischen Konzepten eng an der Primärliteratur mit einer Konzentration auf textimmanente Interpretation, die historische und biographische Faktoren weitgehend ausblendet.

Aus der Dissertation Bachmanns, die nach eigener Aussage nicht nur *über* Heidegger promovierte, sondern hauptsächlich *gegen* ihn, lässt sich nicht ablesen, wie intensiv sich Bachmann mit allen einzelnen Aspekten der Heideggerschen Existentialphilosophie und insbesondere den von mir hier behandelten befasst hat. Ebenfalls gibt es kaum Anhaltspunkte dazu, wie intensiv Bachmann Sartres Philosophie gekannt hat³. Dennoch sind die Ideen der Existentialphilosophie zu Ingeborg Bachmanns Schaffenszeit ohne Zweifel gesellschaftliches

Konstellationen in Ingeborg Bachmanns Erzählung ‚Unter Mördern und Irren‘ sowie Kurt Bartschs ‚Geschichtliche Erfahrungen in der Prosa von Bachmann: Am Beispiel der Erzählungen ‚Jugend in einer österreichischen Stadt‘ und ‚Unter Mördern und Irren‘‘ inklusive Bibliographie.

³ Auf die Unklarheiten bezüglich Bachmanns Rezeption der Existentialphilosophie weist auch das *Bachmann Handbuch* in dem Abschnitt ‚Existentialphilosophie und Existentialismus‘ S. 212f. hin.

„intellektuelles Allgemeingut“ (Albrecht & Götsche 212). Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich einige dieser Ideen in ihrem Schaffen niedergeschlagen haben, auch wenn sich eine bewusste künstlerische Auseinandersetzung damit nicht explizit nachweisen lässt. Diese Arbeit stellt den Versuch dar, diese existentialphilosophischen Strömungen in Bachmanns frühem Erzählband aufzuspüren und gleichzeitig eine neue, philosophisch-existentialistische Lesart der Erzählungen vorzuschlagen.

Mit der einführenden philosophischen Diskussion der existentialistischen Situation des Menschen, der sich „geworfen“ in der Welt findet und dessen Aufgabe es ist, sich zu dieser Situation des Geworfenseins zu verhalten und sein Selbst zu verfolgen, möchte ich diesen Erzählband unter philosophischer Perspektive neu interpretieren.

Zunächst werde ich eine knappe Einführung in die zugrundeliegenden philosophischen Ideen bieten und in diesem Zusammenhang Kernbegriffe der Thesis wie „Existentialismus“ selbst und „Identität“ festlegen.

Diesem definitorischen Teil folgt eine Einführung in für diese Arbeit bedeutende Kernkonzepte des Existentialismus, nämlich in das In-der-Welt-Sein, die „Geworfenheit“ des Menschen, die seine existentialistische Ausgangsposition definiert, und die Identitätsfindung als existentialistische Aufgabe. Ich hoffe, somit die Ergebnisse der bisherigen Interpretationen, die sich größtenteils mit Genderidentität befassen, und demnach mit einem engeren Begriff von Identität arbeiten, nämlich auf „Geschlecht“ und „Rolle“ bezogen, zu erweitern. Zusätzlich gebe ich, verbunden mit dem Identitätsproblem, einen kurzen Einblick in das Problem der Gesellschaft und die Thematik der Sprache, die sich beide auf die Identitätskonstruktion auswirken.

Anschließend werde ich nach einer Wiedergabe des bisherigen Forschungsstandes mit dem Schwerpunkt Identität und Sprache eine detaillierte werkimmanente Analyse der Erzählungen unter dem zuvor eingeschränkten philosophischen Blickwinkel durchführen. Unter Miteinbeziehung des bisherigen Forschungsstandes soll die auf dem philosophischen Existentialismus basierende Interpretation neue Erkenntnisse bringen bezüglich der Möglichkeiten der Bestimmung von Identität. Bachmanns kontinuierliche Problematisierung der Sprache in diesem Zusammenhang erweitert und ergänzt die existentialphilosophischen Anschauungen und bringt die Möglichkeiten des Individuums gleichzeitig in einen realitätskritischen Raum. Die Erzählungen werden nicht chronologisch, sondern nach Themenaspekten gegliedert gemeinsam interpretiert. Diese orientieren sich an der theoretischen Grundlage der existentialphilosophischen Konzepte und gliedern sich in drei Blöcke, die sich mit der Problematik des Subjekts als eines in-die-Welt-geworfenen Subjekts beschäftigen, und davon ausgehend das Subjekt in der Gesellschaft und das Problem der Sprache als identitätskonstituierendes Element in den Mittelpunkt stellen. Alle drei Themenkomplexe greifen dabei eng ineinander über.

2 Begriffsdefinitionen

2.1 Existentialismus

Existentialismus oder Existentialphilosophie bezeichnet seit 1929 im deutschen Sprachraum die philosophische Richtung, die sich an der subjektiven Existenz orientiert (vgl. Ritter Bd. 2, 862). Sartre definiert den Existentialismus als „eine Lehre . . . , die das menschliche Leben möglich macht und die außerdem erklärt, dass jede Wahrheit und jede Handlung ein menschliches Milieu und eine menschliche Subjektivität implizieren“ (Sartre, *Humanismus* 146). Eine Grundannahme des Existentialismus ist der Mensch als „ontologisches“ Wesen, ein „seinsverstehendes Wesen, das sich auf Grund seiner Strukturen zu sich selbst und zum Seienden verhält im Blick auf ein vorverstandenes Sein“ (Ritter Bd. 2, 863). Dieser Umstand bedeutet, dass der Mensch immer seinsverstehend ist, und aufgrund seines eigenes Da-Seins in der Welt ist der Mensch auch in der Lage, ein anderes Sein zu verstehen. In diesem verstehenden Dasein ist der Mensch gezwungen, sich zu sich selbst als auch zu anderem Seienden in irgendeiner Weise zu verhalten.

Besonders eng mit dem Begriff des Existentialismus verbunden sind die Begriffe „Existenz“ und „existentiell“, die sich auf das menschliche Dasein beziehen. Das Dasein ist die Existenz, und als existentiell werden Momente „des spezifischen Bewusst-seins [bezeichnet] . . . , in dem der Mensch sich von seiner faktischen Existenz ‚innerlich betroffen‘ erfährt und sie zugleich als die ihm selbst überantwortete Aufgabe seines Handelns und Denkens übernimmt“ (Ritter Bd. 2, 852). Solche existentiellen Momente verweisen uns auf unser Dasein zurück und machen es uns in besonderer Weise bewusst. Die „innere Betroffenheit“ und die Existenz als einem Selbst überantwortete Aufgabe weisen darauf hin, dass der Mensch für seine eigene Existenz verantwortlich ist. Sie ist seine Lebensaufgabe.

2.2 Identität

Die Problematik des Begriffes „Identität“ oder auch „Ich-Identität“ hat sich vor allem aus den Aporien der Rollentheorie ergeben. Ritters *Historisches Wörterbuch der Philosophie* weist auf diese Problematik hin, ebenso wie auf das „Problem, wie die Person die Vielzahl ihr[er] zugemuteten Rollen zu einem zwar differenzierten, aber noch konsistenten Ich integriert“ (Ritter Bd. 4, 148). In diesen Aussagen finden sich bereits Hinweise auf eine Subjektivität, die durch Intersubjektivität sich in einem gegebenen Rahmen bestimmen muss: durch die Übernahme von Rollen beispielsweise. In der hier vorliegenden Arbeit geht es gerade um die problematische Ich-Identität, die sich im Rahmen der Mit-Welt und der Rollen, aber auch durch Sprache, selbst bestimmen muss. Dem Existentialismus folgend arbeite ich mit einem offenen Konzept von Identität, das Identität im Prozess des Werdens auffasst, als etwas noch-nicht Gegebenes.

Identität kann also nach der Existentialphilosophie nicht einfach definiert werden, da sie nichts Gegebenes ist. Obwohl der Mensch bereits in der Welt ist und somit existiert, hat er keine festgelegte Identität und somit keine fixierte Essenz. Der Existentialphilosophie zufolge geht die Existenz der Essenz voraus, was bedeutet, dass der Mensch als „ein Wesen, das existiert, bevor es durch einen Begriff definiert werden kann“ (Sartre, *Humanismus* 149) sich selbst zu einem Individuum machen muss. Das Kernkonzept, das eng mit dem der In-die-Welt-Geworfenheit zusammenhängt, besagt, „dass der Mensch erst existiert, auf sich trifft, in die Welt eintritt, und sich erst dann definiert. Der Mensch . . . ist nicht definierbar, weil er zunächst nichts ist. Er wird erst dann, und wird so sein, wie er sich geschaffen haben wird“ (Sartre, *Humanismus* 149). Anstatt einem konstanten Identitätskonzept untersuchen Existentialisten den Menschen als „Agenten“; und das Hauptaugenmerk bei der Untersuchung von Individuen liegt auf ihrem Dasein als Agenten, die Dinge tun.

3 Spuren der Existenz: Existentialphilosophische Ansätze

Den Schwerpunkt der Existentialphilosophie bildet das menschliche Dasein. Das menschliche Dasein ist charakterisiert durch die Tatsache, dass Menschen in die Welt „geworfen“ sind und sich zu dieser Situation irgendwie verhalten müssen. Man muss sich nicht nur zu sich selbst, sondern auch zu der Welt und zu den anderen verhalten. Somit ist ein wichtiges Schlüsselkonzept „Subjektivität“, wie bereits unter Punkt 2.1 angeführt wurde. Wichtig in diesem Konzept ist die Tatsache, dass man immer im Rahmen dessen bleibt, was man als Welt bezeichnen kann, da das Dasein des Menschen immer ein In-Sein ist und man hinter diesem In-der-Welt-Sein nicht zurücktreten kann. Das menschliche Dasein ist in die Welt geworfen und muss sein Sein, das nicht von Anfang an festgelegt ist, selbst bestimmen. Deshalb ist das Leben im Denken der Existentialphilosophie uns als Aufgabe gestellt: Man muss sich zu einem Ich erst machen, und man selbst zu werden ist die Lebensaufgabe.

In dieser Arbeit liegt der Schwerpunkt auf ausgewählten Texten von Heidegger und Sartre, da diese sich in Hinblick auf Identität und Identitätsbildung für diese Arbeit am ergiebigsten erwiesen haben und beide einen atheistischen Existentialismus betreiben, der sich in vielen Punkten ergänzt. Richtungen der Existentialphilosophie, die eine religiöse Dimension mit einbringen, wie beispielsweise Karl Jaspers es bei seinen Analysen zu Transzendenz tut, werden nicht berücksichtigt, da sie für die Analyse dieser Texte, in deren Mittelpunkt Identität und Sprache stehen, keine Rolle spielen. Die Absurdität der Welt und das vorherrschende Prinzip des Zufalls, die beide vor allem in der französischen Existentialphilosophie, und besonders deutlich zum Beispiel bei Albert Camus eine große Rolle spielen, werden in dieser Arbeit aus den gleichen Gründen, aus denen ich auch religiöse Dimensionen weitgehend ausschließe, unberücksichtigt gelassen.

Drei sehr eng miteinander verbundene Teilaspekte der existentialistischen Philosophie spielen für meine Analyse des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* eine herausragende Rolle: Das In-der-Welt-Sein sowie die Situation des In-die-Welt-Geworfenseins nach Heidegger, das Problem der Subjektivität beziehungsweise Individualität innerhalb der Gesellschaft sowie die Verwendung der Sprache.

3.1 In-Sein als solches und die Geworfenheit des Menschen

Jedes menschliche Dasein ist bereits Dasein, im Sein, und kann hinter diese Tatsache nicht zurücktreten. Das Dasein ist bestimmt durch sein In-sein (vgl. Heidegger, SZ 54). Dieses In-sein ist nicht räumlich zu verstehen, so wie ein Tisch in einem Raum ist; vielmehr ist das „In-sein . . . der formale existenziale Ausdruck des Seins des Daseins, das die wesenhafte Verfassung des In-der-Welt-seins hat“ (Heidegger, SZ 54). Damit ist gemeint, dass ein Dasein immer schon in der Welt ist, es *ist* das In-der-Welt-Sein. Somit ist das In-Sein auch „keine ‚Eigenschaft‘, die das Dasein zuweilen hat, zuweilen auch nicht, *ohne* die es *sein* könnte so gut wie mit ihr. Der Mensch ‚ist‘ nicht und hat überdies noch ein Seinsverhältnis zur ‚Welt‘, die er sich gelegentlich zulegt“ (Heidegger, SZ 57, Kursivsetzung i. O.). Den Status unseres Daseins können wir nicht verlassen, weshalb wir auch die Welt nicht als losgelösten Teil objektivieren können. Daher ist die Situation des Menschen bestimmt durch sein In-die-Welt-geworfen-Sein ohne in der Lage zu sein, diese existentialistische Situation verlassen oder ändern zu können. Somit wird die Welt, in die wir geworfen sind, zur absoluten Metapher, aus der wir nicht heraustreten können.

Die Situation des menschlichen Daseins ist eine des „Geworfenseins“: „*Dasein* always finds itself ‚thrown‘ into a particular setting, with certain choices it has already made and obligations it has undertaken“ (Guignon & Pereboom 200). Dieser Umstand stellt die Existentialphilosophie in eine große Nähe zur Metaphysik, in der „we find ourselves thrown into

the midst of a world where things often seem strange or confusing, and where we need to get a handle on what is going on around us if we are to be able to function” (Guignon & Pereboom 184). Der Begriff des „Geworfenseins“ wird von Heidegger in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* als existentielle Konstitution des Menschen in der Welt folgendermaßen definiert: „Diesen in seinem Woher und Wohin verhüllten, aber an ihm selbst um so unverhüllter erschlossenen Seinscharakter des Daseins, dieses ‚Daß es ist‘ nennen wir die Geworfenheit dieses Seienden in sein Da“ (Heidegger, SZ 135). Die Geworfenheit ist demzufolge als die existentielle Situation des „einfach-sein“, des Da-seins des Menschen in der Welt, ohne über ein Woher oder Wohin Bescheid zu wissen, zu verstehen. Man findet sich in einem „Da“, welches sich auch auf den Rahmen bezieht, in dem wir leben, und der die Möglichkeiten, die wir haben, bestimmt. Die Situation des in-die-Welt-Geworfenseins kann verstanden werden als die Aufgabe, die jedem einzelnen Dasein gestellt ist: „This thrownness into specific situations and entanglements is encountered as a *task* that I must take up in some way or other” (Guignon & Pereboom 200). Man muss sich zu dieser Situation des Geworfenseins in irgendeiner Weise verhalten; wie auch immer man sich dazu verhält, kann man nie hinter sein eigenes Sein zurücktreten oder aus der Welt, in der man sich findet. Wichtig ist jedoch, das Element der Freiheit, dass der Mensch immer mit der Möglichkeit der Wahl hat, herauszuheben. Die Situation der Geworfenheit mag eine existentialistische sein, hinter die wir nicht zurücktreten können; der Mensch ist dadurch aber nicht in seinem Sein in dem Sinne determiniert, dass er keine Freiheit hat.

3.2 Identitätsfindung als existentialistische Aufgabe

Das existentialistische Schlüsselwort bei der Selbstfindung des Menschen ist der Begriff Subjektivität, der aussagt, dass „der Mensch . . . nicht anderes [ist] als das, wozu er sich macht“ (Sartre, *Humanismus* 150). Die Möglichkeiten, sich zu etwas zu machen, werden bestimmt durch

die Positionen, die der Mensch in seinem Leben einnimmt: „Humans . . . are the stands they take in living out their lives. Humans are what they do” (Guignon & Pereboom 197). Dies bedeutet, dass unsere Identität aus den Rollen, Charakterzügen und Lebensstilen besteht, die wir während unseres Lebens annehmen, da „through taking such a stand . . . we come to have an *understanding* of Being” (Guignon & Pereboom 197). Daher ist es von großer Bedeutung, die eigene Identität zu wählen; und diese Lebensaufgabe erfordert viel Verantwortlichkeit, wie Sartre betont, da „der Mensch für das, was er ist, verantwortlich“ (Sartre, *Humanismus* 150) ist.

Wegen dieser nicht-essentialistischen Auffassung einer nicht festgelegten Identität ist das Selbst, Heidegger zufolge, ein Ereignis, das nie abgeschlossen werden kann. Das Selbst ist „werdend“ und „geschehend“, weil es durch das, was man während des Lebens tut, definiert wird. Daher ist das Selbst immer in einem Realisierungsprozess und das Dasein zukunftsgerichtet: „In everything I do I am moving toward a final realization of my identity” (Guignon & Pereboom 201). Das ist es, was Existentialisten einen „Entwurf“ nennen: „[D]er Mensch [ist] erst das . . . , was sich in eine Zukunft wirft und was sich bewusst ist, sich in die Zukunft zu entwerfen. Der Mensch ist zunächst ein sich subjektiv erlebender Entwurf“ (Sartre, *Humanismus* 150). Dieser Entwurf, als ein zukunftsgerichteter, bleibt immer unerreichbar, die Verwirklichung der eigenen Identität „remains outstanding and still impending so long as our lives are still under way” (Guignon & Pereboom 201), weshalb Heidegger das menschliche Dasein ein „Dasein-zum-Tode“ nennt.

Unser alltägliches Leben zu leben ist nur möglich, wenn man blind ist für die Hintergrundbedingungen, die unser alltägliches Dasein möglich machen. Die Gefahr hierbei ist, dass man aus den Augen verliert, dass unsere Identität in Frage und zur Verhandlung steht. Diese Vergessenheit oder Blindheit des alltäglichen Lebens, von Heidegger „Verfallenheit“ genannt,

bringt uns dazu, zu vergessen, dass wir zeitliche Wesen sind, ein zukunftsgerichtetes Geschehen und ein Sein-zum-Tode. Augenblicke, die durch dieses vergessende Verfallen brechen und unserer Identität Authentizität verleihen, sind Augenblicke die uns aus dem sorglosen Dahinleben herausschleudern, wie beispielsweise die Erfahrung der Furcht.

3.3 Das Ich und die Gesellschaft im Existentialismus

Unser Leben und Dasein findet nicht in der Leere statt, sondern immer in einer Mitwelt, die uns mitbestimmt: „[H]uman existence is always . . . embedded in a wider communal context from which it draws its possibilities of self-interpretation and self-assessment. . . . [I]t is the practices of the social world in general that define how things can count and what sorts of self-interpreting activities will make sense for a people” (Guignon und Pereboom 203). Aus diesem Grund können wir nur Mensch werden in dem Sinn, in dem wir fähige Agenten werden, die konkrete Rollen und Verantwortungen übernehmen, die in der Welt, in die wir geworfen werden, existieren. Unser Dasein, das bestimmt ist durch ein Mitsein mit anderen und somit auch als ein Miteinanderdasein bezeichnet werden könnte, existiert nie ohne andere, die mit allem Dasein, also auch mit mir selbst, ein neutrales, unpersönliches „Man“ bilden, als das man die Gesellschaft bezeichnen könnte. Dieses „Man, das kein bestimmtes ist und das Alle, obzwar nicht als Summe, sind, schreibt die Seinsart der Alltäglichkeit vor“ (Heidegger, *SZ* 127). Diese Alltäglichkeit ist durch die ständige Sorge des Einzelnen um seinen Abstand zu den anderen, zum Beispiel in Hinblick auf seine gesellschaftlich-soziale Stellung, bestimmt. Diese Sorge, die allen Einzelnen im „Man“ gemein ist, verleiht dem Man eine allgemeine Durchschnittlichkeit. Diese Durchschnittlichkeit bestimmt auch, „was sich gehört, was man gelten lässt und was nicht, dem man Erfolg zubilligt, dem man ihn versagt“ (Heidegger, *SZ* 127). Durch die Tatsache, dass im Man jedoch eine allgemeine Durchschnittlichkeit und Alltäglichkeit vorherrscht, verliert man

seine eigenen, individuellen Seinsmöglichkeiten aus den Augen, was Heidegger mit dem Begriff der Einebnung sehr bildlich beschreibt: „Sie [die Einebnung] nivelliert die Seinsmöglichkeiten aller auf die Ebene des Mittelmaßes“ (Janke 181). In diesem Verlust des Bewusstseins der eigenen Seinsmöglichkeiten schwingt auch die Gefahr für das Individuum mit, das durch das Man entfremdet wird: „So treibt das Man durch die Macht seiner Durchschnittlichkeit, Einebnung und öffentlichen Weltauslegung, das Dasein einer Entfremdung zu, in der sich ihm das eigenste Seinkönnen verbirgt (SuZ § 38)“ (Janke 182). Die Verlockung, die das Man für ein Dasein bietet, kommt durch die Zuflucht vor der eigenen Verantwortlichkeit und der Last des Daseins, die es möglich macht, da es „alles Urteilen und Entscheiden vorgibt [und so] . . . dem jeweiligen Dasein die Verantwortlichkeit ab[nimmt]“ (Heidegger, SZ 127). „Das Man *entlastet* so das jeweilige Dasein in seiner Alltäglichkeit“ (Heidegger, SZ 127, Kursivsetzung i. O.).

Doch das Mitsein mit anderen, das als die Gesellschaft bezeichnet werden kann, bietet laut Sartre auch die einzige Möglichkeit, sich seiner selbst als Dasein, eingebettet in ein soziales Umfeld mit menschlichen Beziehungen, bewusst zu werden durch das Gesehenwerden von anderen: „I recognize that I *am* as the other sees me“ (Sartre, BN 302, Kursivsetzung i. O.). Wir können uns Aspekte unseres Daseins nur bewusst machen, indem wir in Kontakt mit einem anderen treten: „I need the other in order to realize fully all the structures of my being“ (Sartre, BN 303). Das Gesehenwerden durch eine andere Person macht mich jedoch zu einem Objekt, das sich selbst beweisen muss, dass man mehr ist als das Objekt, das der andere sieht. Somit sind menschliche Beziehungen immer durch einen Kampf um Selbstversicherung charakterisiert. Andererseits hat man somit auch die Möglichkeit, sich seiner selbst bewusst zu werden, seiner Freiheit und den Möglichkeiten, die man hat.

3.4 Sprache im Existentialismus

Sprache ist eng mit dem Mitsein mit anderen verbunden und trägt in sich immer die Möglichkeit, unser Dasein zu erschließen und zu verstehen. Sprache an sich begegnet uns laut Heidegger immer in der Rede. „Die Rede ist existenzial Sprache, weil das Seiende, dessen Erschlossenheit sie bedeutungsmäßig artikuliert, die Seinsart des geworfenen, auf die ‚Welt‘ angewiesenen In-der-Welt-seins hat“ (Heidegger, SZ 161). Somit erschließt uns die Rede unser Sein als in-der-Welt-Sein und wird somit „konstitutiv für [unsere] Existenz“ (Heidegger, SZ 161).

Eine der Hauptformen, in der Sprache und Rede in der Welt und im Mitsein mit anderen auftreten, ist das Gerede, das man auch als Sprache des Man bezeichnen könnte. Hierin werden Bedeutungen und Bedeutungszusammenhänge erschlossen und gleichzeitig ein Verstehen des Mitdaseins anderer erreicht. Das Gerede hat jedoch nur eine „durchschnittliche Verständlichkeit“: „Man versteht nicht so sehr das beredete Seiende, sondern man hört schon nur auf das Geredete als solches. Dieses wird verstanden, das Worüber nur ungefähr, obenhin; man meint *dasselbe*, weil man das Gesagte gemeinsam in *derselben* Durchschnittlichkeit versteht“ (Heidegger, SZ 168, Kursivsetzung i. O.). Das Gerede, das dadurch den direkten Seinsbezug verloren hat, steigert sich somit in der Öffentlichkeit der Gesellschaft zur „Bodenlosigkeit des Geredes“ (Heidegger, SZ 169), was bedeutet, dass es „die Möglichkeit [bietet], alles zu verstehen ohne vorgängige Zueignung der Sache . . . [woraus sich] eine indifferente Verständlichkeit aus[bildet], der nichts mehr verschlossen ist“ (Heidegger, SZ 169). In dieser Eigenschaft des Geredes wird In-der-Welt-Sein nicht verstanden, sonder verschlossen und verdeckt. Das menschliche Dasein wird zunächst und immer wieder mit diesem durchschnittlichen Verständnis des Geredes in der Welt konfrontiert; es wächst in sie hinein und kann sich dem nie entziehen.

Sie bestimmt das Sein des Daseins bis in „die Möglichkeiten des Gestimmtseins . . . , das heißt [bis in die] . . . Grundart, in der sich das Dasein von der Welt angehen lässt. Das Man zeichnet die Befindlichkeit vor, es bestimmt, was man und wie man ‚sieht‘“ (Heidegger, SZ 169 f.). Aus und in dem Gerede des Man, aber immer auch *gegen* es „vollzieht sich alles echte Verstehen, Auslegen und Mitteilen, Wiederentdecken und neu Zueignen“ (Heidegger, SZ 169).

Ein Dasein, das sich bei dem Gerede befindet, hat ein entwurzeltetes Daseinsverständnis, da es sich seiner selbst und seiner Situation des In-die-Welt-Geworfenseins in einem zeitlichen Rahmen nicht bewusst ist: „In der Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit der durchschnittlichen Ausgelegtheit . . . liegt es, dass unter ihrem Schutz dem jeweiligen Dasein selbst die Unheimlichkeit der Schweben, in der es einer wachsenden Bodenlosigkeit zutreiben kann, verborgen bleibt“ (Heidegger, SZ 170). Das Gerede bietet somit in seiner Selbstverständlichkeit und einem durchschnittlichen Verständnis überhaupt eine Art Schutz für den Menschen, der sich seine Situation nicht bewusst machen muss und auch keine direkte Verantwortung übernehmen muss, jedoch durch die Oberflächlichkeit des Geredes die Authentizität seines Daseins verfehlt.

4 Stand der Sekundärliteratur

4.1 Stand der Sekundärliteratur zu der Problematik der Identität in Ingeborg Bachmanns Prosa, insbesondere in dem Erzählband *Das dreißigste Jahr*

In der bisherigen Forschung, die sich mit der Identitätsproblematik in der Prosa Ingeborg Bachmanns beschäftigt, sind die Forschungsmethoden überwiegend durch eine feministische Herangehensweise oder die Genderdiskussion bestimmt. Im Fokus der Untersuchungen stand bislang schwerpunktmäßig Bachmanns Roman *Malina*, anhand dessen die Problematik der Identitätsfindung eines weiblichen Ichs diskutiert wurde, oder die Problematik der weiblichen Identität in einer patriarchalisch bestimmten Gesellschaft in den anderen Prosawerken wie den späten Erzählungen und den *Todesarten*-Fragmenten, *Ein Schritt nach Gomorrha* und weitere. Beispiele dieser Forschung, in denen das Thema „Identität“ vor allem unter Genderaspekten untersucht wurde, sind Gudrun Kohn-Wächters *Das Verschwinden in der Wand: destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns ‚Malina‘* (1992), Helgard Mahrtdts *Öffentlichkeit, Gender und Moral: von der Aufklärung zu Ingeborg Bachmann* (1998), Marion Gehlkers *Blurring Gender Boundaries: Desire, the Body and Writing in Ingeborg Bachmann's Simultan Cycle* (1998) und Stephanie Birds *‚What matters who's speaking?‘: Identity, Experience and Problems with Feminism in Ingeborg Bachmann's ‚Malina‘* (1996). Selten stehen Erzählungen des ersten Erzählzyklus *Das dreißigste Jahr* im Mittelpunkt dieser Analysen, noch weniger der ganze Erzählband als Einheit.

Eine der wenigen Ausnahmen, die sich intensiver mit den Erzählungen dieses Bandes befasst, ist Ingrid Stipas Artikel „The Question of Subjectivity in Bachmann's *Frankfurter Vorlesungen* and *Das Dreißigste Jahr*“. Entsprechend dem gängigen Trend in der Bachmannforschung, welche die Prosa betrifft, ist auch hier die Grundidee der Interpretation, die

nach den Bedingungen für Subjektivität und Identität fragt, die einer Sprach- und Identitätskrise, die auf binäre Systeme und die Genderproblematik zurückgeführt wird. Die in diesem Aufsatz aufgeworfenen Ideen zur Identität entsprechen einer konstruktivistischen Denkweise. Diese Denkweise wird auf ein binäres System gespiegelt, das den möglichen Identitätsbestimmungen von der Literaturwissenschaftlerin Stipa in ihrer Interpretation unterlegt wird: „Polarized gender norms limit the possibilities of imaging interpersonal relationships outside the divisive male/female designations“ (Stipa 205). Dieser Ansatz, das Individuum als „Produkt“ seiner Kultur und Gesellschaft zu sehen, ist relativ offen und innovativ, trifft jedoch mit seiner Einschränkung auf die weibliche Identität nicht den Kern aller Erzählungen, die sich nicht nur mit der Frage der Weiblichkeit beschäftigen.

Ein anderer Artikel, der sich mit der Frage der Identität beziehungsweise mit dem Problem der Selbstbestimmung beschäftigt, ist Ulrich Vormbaums „Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr“ (1992). In einer engen Textanalyse der Titelerzählung beschreibt er die „Suche des Protagonisten nach Ausdrucksmöglichkeiten für eine universale Selbstbestimmung jenseits einer Festlegung durch die Geschichte“ (Vormbaum 55). Die darin dargestellte Einbettung des Individuums in seine Geschichte und Geschichtlichkeit stellt einen interessanten Teilaspekt der Identitätsbestimmung dar, der das Konzept Identitätsentwurf und die subjektive Konfrontation mit der Wirklichkeit mit einschließt.

Nicht ausschließlich mit Fragen der Identität befasst ist der kritische Kommentar und die Deutung des gesamten Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* von Frank Pilipp. Er hebt in seiner Analyse vor allem „Bachmann[s] fundamentale Skepsis gegenüber gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen, durch die sich der moderne Mensch festlegt“ (Pilipp 126), hervor. Pilipp betont in seiner Arbeit, dass Bachmanns Texte über feministische Interpretationsansätze

herausgehen, was eine komplexere und vielschichtigere Deutung ermöglicht, in der Pilipp auf zahlreiche intertextuelle Bezüge und geistesgeschichtliche Verbindungen aufmerksam macht. Wie andere Interpreten verweist auch Pilipp auf einen den bachmannschen Texten innewohnenden Utopieanspruch, den er mit „einer grundlegenden Hinterfragung der Strukturen anthropozentrischer Weltanschauungen [und einer] kritischen Auseinandersetzung mit dem Bestehenden und einem zweckoptimistischen Ausblick auf Künftige“ (Pilipp 130f.) in Verbindung bringt. Dabei steht für ihn vor allem die gesellschaftliche Kritik, die seiner Meinung nach in den Texten geübt wird, im Vordergrund.

Ich möchte die vorhandenen Arbeiten zu dem Themenkomplex „Identität“ ergänzen, indem ich mit einem weiten, von Gender unabhängigen Begriff arbeite. Durch die Verbindung der Identitätsproblematik mit der Philosophie des Existentialismus wird deutlich, dass es nicht nur genderspezifische Fragen sind, die behandelt werden. Die Themenkomplexe der Sprache und der Gesellschaft, die beide existenzielle Bedingung zur Bestimmung von Identität sind, sollen besondere Aufmerksamkeit erfahren.

4.2 Stand der Sekundärliteratur zu der Problematik der Sprache in Ingeborg Bachmanns Prosa, insbesondere in dem Erzählband *Das dreißigste Jahr*

Die Interpretationen zum Thema „Sprache“ bei Ingeborg Bachmann nehmen als Ausgangsbasis meist Wittgensteins Sprachphilosophie und die damit verbundene „Grenze der Welt“, beziehungsweise das Diktum des Unsagbaren, das sich den Endbetrachtungen in Wittgensteins bekanntem *Tractatus Logico Philosophicus* befindet. Ein Beispiel hierfür ist Inge Steutzgers ‚*Zu einem Sprachspiel gehört eine ganze Kultur.*‘ *Wittgenstein in der Prosa von Ingeborg Bachmann und Thomas Bernhard* (2001).

Zu diesen Analysen, die sich auf wittgensteinsche sprachphilosophische Überlegungen stützen und sich schwerpunktmäßig mit Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* beschäftigen, gehört zum Beispiel auch Heide Seidels *Ingeborg Bachmann und Ludwig Wittgenstein. Person und Werk Ludwig Wittgensteins in den Erzählungen ‚Das dreißigste Jahr‘ und ‚Ein Wildermuth‘* (1979). Diese Arbeit legt eine enge Beweisführung des Einflusses der Sprachphilosophie und des Lebens Ludwig Wittgensteins auf das Werk der Autorin und insbesondere auf die beiden Erzählungen aus Bachmanns erstem Erzählband vor, denen sie eine „unmittelbare Bezugnahme auf Person und Gedanken Wittgensteins“ (Seidel 268) unterstellt. Ihre Analyse der beiden Erzählungen zeichnet den Gedanken- und Lebensweg Wittgensteins nach von der Abbildtheorie in seinem Erstwerk *Tractatus Logico Philosophicus* über das Scheitern der Erkenntnisliebe, die feststellen muss, dass die logische Form unbrauchbar für Seinsbestimmungen ist, bis hin zu den Theorien des Sprachspiels als Lebensform in dem Spätwerk *Philosophische Untersuchungen*. Dabei streift sie existentialphilosophische Überlegungen in ihrer kritischen Interpretation, die folgert, dass die dargelegten Sprachtheorien unbrauchbar sind, metaphysische Sachverhalte und also auch Seinsbestimmungen darzustellen. In der Aufgabe, diese philosophischen Stränge nachzuweisen, werden oft andere bedeutende Aspekte, die mit der Sprache als Leitthema von Bachmanns Prosa in Verbindung stehen, an den Rand gedrängt.

Ebenfalls mit der Sprache beschäftigt, allerdings unter psychoanalytischer Perspektive, ist Reingard Nethersoles Aufsatz „... die unsagbare Gegenwart des Realen’: Der Konflikt von Sprache und Sein im Werk Ingeborg Bachmanns“. Er verweist auf den im Gesamtwerk Bachmanns auffindbaren allgemeinen Zweifel an der Aussagekraft der Sprache und stellt in den Mittelpunkt seiner Analyse die Dichotomie des Sagbaren und des Realen und arbeitet an dem

Oppositionspaar des Sensiblen zum Intelligiblen, das er auf Freud und Lacan zurückführt. In dieser Analyse wird dem Bereich des Sensiblen das zugeordnet, das nicht selbst sprechen kann, nämlich die Sinne, der Körper, das Sein oder die Existenz, und dem Bereich des Intelligiblen wird der Geist und das Denken zugeordnet, der somit auch über Sprache verfügt. Nethersole teilt diese beiden Bereiche entsprechend gängigen psychoanalytischen Schemata in Weiblichkeit (das Sensible) und Männlichkeit (das Intelligible) und führt am Beispiel der Liebe vor, wie Bachmann sich den Bereich des Intelligiblen sprachlich zu eigen macht und somit männliche Diskurse und patriarchalische Denksysteme unterwandert. Dabei verweist er immer wieder auf die Grenzgänge der Sprache, die sich der Mystik nähert. Diese psychoanalytische Herangehensweise an die Erzählungen ist für meine Arbeit weitgehend irrelevant, da ich gerade die Unterscheidung zwischen weiblichem und männlichem Schreiben aus dem Mittelpunkt nehmen möchte und zu einer allgemeineren Identitätsbeschreibung kommen möchte, die Nethersole vollkommen vernachlässigt.

Eine Arbeit, die sich mit der Sprachproblematik in dem Erzählband nahezu als Ganzem widmet, bildet Oddny Ekrolls Arbeit *„Keine neue Welt ohne neue Sprache“*. Zur *Erkenntnisproblematik in Ingeborg Bachmanns Erzählungen „Das dreißigste Jahr“*. Die beiden historisch aufgeladenen Erzählungen *„Jugend in einer österreichischen Stadt“* und *„Unter Mördern und Irren“* finden in dieser Arbeit keine Berücksichtigung. In oberflächigen Verweisen auf die Existentialphilosophie beschäftigt sich diese Arbeit, wie schon in ihrem Titel angesprochen, mit der Erkenntnisproblematik als solcher und der Suche der Protagonisten nach Transzendenz über das Thema der Sprache, die laut Ekroll ins Utopische verweist. Obwohl Ekroll auf den Einfluss der Existentialphilosophie auf den Erzählband hinweist, bietet er in seiner Arbeit keine tiefgehende Analyse der Erzählungen, die existentialphilosophische

Konzepte auf die Erzählungen anwendet. Sein Schwerpunkt ist eher erkenntnistheoretischer Art und geht in den Erzählungen von einem nicht weiter bestimmten allgemeinen „fundamentale[n] Pessimismus“ (Ekroll 22) aus.

Yeon-Hee Ahn-Lee geht in ihrer Arbeit *Diskurs der Poesie* über den in der Forschungsliteratur dominierenden Ansatz, Bachmanns Konzept der Sprache auf Wittgenstein zurückzuführen, hinaus. Das Anliegen dieser Arbeit ist es, „die dichterische Wandlung von der Lyrik über die Prosa bis zum Roman hin unter sprachproblematischem Gesichtspunkt als einen poetisch-poetologischen Reflexionsprozeß zu charakterisieren“ (Ahn-Lee 7). Dabei geht sie sowohl auf Wittgensteins Sprachkonzept ein, als auch auf Heideggers Verständnis von Sprache, beide in Bezug auf das Unsagbare auf Bachmanns Schreiben übertragend. Somit liefert diese Arbeit kaum Antworten auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Identität, der im Zentrum meiner Arbeit stehen wird.

Beatrice Angst-Hürlimanns Abhandlung *Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen. Zum Problem der Sprache bei Ingeborg Bachmann*, welche die Erzählungen von Bachmanns erstem Erzählband mit Gedichten der gleichen Autorin in Verbindung bringt, stellt in den Mittelpunkt ihrer Arbeit das Thema der Dichtung als Seinsfrage und sieht als zentrales Moment von Bachmanns Sprachkonzeption das von Angst-Hürlimann herausgearbeitete Motiv der Flucht. Dieses Fluchtmotiv bestimmt sie als Ausgangspunkt mit allen sprachmotivverwandten Themen, als ein „Ausbrechen aus der Bedingtheit der Existenz, insbesondere aus der Bedingtheit durch Zeit und bestehende Sprache“ und einen „Aufbruch auf etwas zu“ (Angst-Hürlimann 99). Neben dem zentralen Thema der Sprache verhandelt sie in mehreren Gedichten und ausgewählten Texten aus Bachmanns erstem Erzählband auch die Motive der Zeit, der Wahrheit und der Liebe, die sie alle auf Sprache rückbezieht. Durch die Spiegelung der Prosatexte mit je

mehreren Gedichten fällt die Einzelanalyse der Erzählungen leider nicht sehr detailliert aus und die Konzeption der Erzählungen als Einheit wird kaum berücksichtigt.

In ihrer Arbeit „Monuments looking out upon Utopia’: *The Thirtieth Year* by Ingeborg Bachmann - a Reading” behandelt Kathleen Thorpe ebenfalls die Sprachproblematik in sämtlichen Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* und legt ihren Schwerpunkt auf den utopischen Charakter einer neuen Sprache. Sie verweist auf die Probleme mit den Grenzen der alltäglichen Sprache, gegen die die Protagonisten anrennen. Herauszustellen ist hierbei nach Thorpe vor allem das „concept of resistance“ (Thorpe 188), das die Suche nach der Utopie veranlasst. Ihre Analyse, die von dem musikalischen Charakter der Erzählungen ausgeht, streift die meisten Erzählungen aus Platzgründen nur und lässt daher viele Fragen unbeantwortet. Obwohl sie auf existentialistische Gehalte verweist, bleiben diese Verweise nur an der Oberfläche und klären mögliche Hintergründe der Erzählungen nicht auf.

Auch Rhonda Duffaut behandelt in ihrer Dissertation *Beyond Definition: Language Games, Gender, and Nationality in Ingeborg Bachmann’s Prose* die Sprachproblematik in fast allen Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* mit Ausnahme der Erzählungen „Alles“ und „Jugend in einer österreichischen Stadt“. Ihre Analyse geht von einem weit gefassten Utopiekonzept und poststrukturalistischen Theorien aus und stellt Strukturen in den Mittelpunkt, die sich einer Definition entziehen: „Undefined is best thought of in terms of a temporary space, itself having no spatial or temporal borders, that is co-produced with signification“ (Duffaut 3). Dabei behandelt sie anhand des Aspekts des Sprachspiels, der Genderproblematik und der Nationalitätsidentität vor allem die Tatsache, dass man aus dem Situiert-Sein in Sprache nicht entkommen kann und proklamiert in den Texten die „dissatisfaction with defined language

games“ (Duffaut 43). In ihrem Schwerpunkt auf sprachlichen Strukturen lässt diese Arbeit den Aspekt der Identität nahezu vollkommen unbehandelt.

Ich möchte in der vorliegenden Arbeit weniger einen Schwerpunkt auf den Einfluss von Wittgensteins Sprachphilosophie auf das Werk Bachmanns legen, die sich bekanntermaßen intensiv mit Wittgenstein beschäftigte und Essays zu diesem Thema verfasste. Dieses Thema ist in der vorhandenen Sekundärliteratur oft und gut aufgearbeitet worden. Daher werde ich auch auf den Aspekt der „Sprachutopie“ und dem Konzept des Unsagbaren nicht oder nur am Rande eingehen. Vielmehr interessiert mich eine Verbindung von Sprache zu Identität unter existenziellen Bedingungen, wie ich in den Leitfragen meiner Einleitung schrieb. Mit „Sprache“ meine ich nicht deren Grenze oder den Teilbereich des Unsagbaren; mein Schwerpunkt wird vor allem auf der tatsächlich gesprochenen Sprache als Teil der Welt und der Gesellschaft liegen, die im Detail kaum je in der Sekundärliteratur berücksichtigt wird. Eine metaphysisch-theologische Aufladung dieses Themas, wie es sich beispielsweise in Hermann Webers *An der Grenze der Sprache: Religiöse Dimensionen der Sprache und biblisch-christliche Metaphorik im Werk Ingeborg Bachmanns* (1986) findet, möchte ich vermeiden. Im Gegensatz zu Ekrolls Arbeit möchte ich mit dieser Arbeit auch den Bereich der Erkenntnis und der Transzendenz zugunsten einer allgemeineren Identitätsanalyse ausklammern, die den komplexen innerweltlichen Zusammenhang von Sprache, Welt, Gesellschaft und Identität adressiert.

5 Zur Problematik der Selbst-Identität in den Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr*

In den sieben Erzählungen, die den Erzählband *Das dreißigste Jahr* ausmachen, ist eines der konstant wiederkehrenden Hauptthemen die Problematik der eigenen Selbst-Identität. Dieses Thema, das sich mit Schlüsselkonzepten der Existentialphilosophie wie die Geworfenheit des Menschen in die Welt und das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft näher greifen lässt und das eng in die Thematik der Sprache greift, bildet ein Kernthema, das in den sieben Einzelerzählungen in unterschiedlichen Gewichtungen wiederkehrt. Aufgrund der thematischen Ähnlichkeit der Erzählungen und einem zyklischen Aufbau mit einer Expositionserzählung in „Jugend in einer österreichischen Stadt“ und einem Epilog mit „Undine geht“ kann der Erzählband auch als Zyklus verstanden werden.

Ehe ich zur detaillierten Analyse der Einzelaspekte Welt, Gesellschaft und Sprache in den Erzählungen übergehe, gebe ich zum besseren Verständnis eine kurze inhaltliche Zusammenfassung der einzelnen Erzählungen.

5.1 Kurzer inhaltlicher Abriss über die Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr*

Die Erzählung „Jugend in einer österreichischen Stadt“, die den Auftakt des Erzählbandes bildet und inhaltlich als Prolog gelesen werden kann, beginnt mit den Reflexionen eines namenlos bleibenden, in seine Heimatstadt zurückkehrenden Ich-Erzählers. Diese Stadt, „deren Verlockungen zu gering waren“ (JS 84), wird unter dem Einfluss des Oktoberlichts betrachtet, das einen Baum, der die Erzählung als Rahmenmotiv bestimmt, „entflamm[en]“ (JS 84) lässt und den Eindruck erweckt, „daß das Gesetz der Welt nicht auf ihm liegt“ (JS 84). Von dem „Gesetz der Welt“ scheint die folgende Erzählung zu handeln, die davon berichtet, wie sich „die Kinder“, die ebenso namenlos anonym und daher allgemeingültig bleiben, sich in ihm

„[ein]richten“ (JS 85). Als eine im Österreich der Nachkriegszeit angesiedelte Erzählung nimmt Bachmann die historischen Geschehnisse indirekt mit in den Rahmen der Handlung. Beeinflusst von politischen Ereignissen, misst die Erzählerin die Stadt und ihre Kindheit mit Worten aus, um sie am Ende „preis“ zu geben (JS 92).

Die Folgeerzählung „Das dreißigste Jahr“, die auch die Titelerzählung des Bandes ist, vereint als solche alle Aspekte, die in den anderen Erzählungen aus der Kollektion in Einzelschwerpunkten detaillierter beleuchtet werden. Sie erzählt, mit dem Universalitätsanspruch „Wenn einer in sein dreißigstes Jahr geht“ (DJ 94) beginnend, ein Lebensjahr eines ebenfalls namenlos bleibenden Protagonisten vor seinem dreißigsten Lebensjahr, der versucht, seine eigene Identität zu bestimmen und dabei beständig an die Grenzen der Sprache und der Gesellschaft gerät. Trotz seiner Reisen nach Wien und Rom, Städte, in denen er sich einst glücklich wähnte, gelingt es dem Protagonisten nicht, sich in sein Leben zu fügen, bis ein Autounfall, bei dem seine Mitfahrgelegenheit stirbt, sein Denken erschüttert und ihm eine neue Perspektive auf sein Leben ermöglicht.

In der Erzählung „Alles“ lässt ein Vater, der ebenfalls ohne Namen bleibt, nach dem Unfalltod seines elfjährigen Kindes seine Wünsche und Träume im Zusammenhang mit diesem Kind noch einmal Revue passieren. Während der Schwangerschaft auf ein Kind hoffend, das den „Teufelskreis . . . durchbrechen“ (A 147) würde, den der Vater in dem normalen gesellschaftlichen Leben sieht, wird er bald durch seinen Sohn, der „den Menschen überhaupt“ „[nach]geriet“ (A 144), enttäuscht. In dem Glauben, dass „alles . . . eine Frage der Sprache“ (A 143) ist, versucht er, eine neue Sprache zu finden, um für sein Kind und sich selbst zu einer neuen Identität und einer neuen Welt zu finden. Mit der zunehmenden Erkenntnis, dass dieses Kind seine Hoffnungen auf einen „neue[n] Mensch[en]“ (A 147) nicht erfüllen kann, nimmt die

Selbstreflexion des Vaters zu, der seine eigene Identität und sein Dasein hinterfragt. Alle weiteren Entwürfe erstarren nach dem Tod des Kindes jedoch in dem Schweigen und der Trauer, die „von einem Ende der Welt zum anderen reicht“ (A 138), und sich zwischen ihm und seiner Frau aufbauen.

Die Erzählung „Unter Mördern und Irren“ ist im Gegensatz zu den meisten anderen Erzählungen direkt im Wien der Nachkriegszeit angesiedelt und hat daher einen realhistorischen Hintergrund. Sie beschreibt eine Wiener Kaffeehausgesellschaft von Männern, die sich alle mit unterschiedlichen Erfahrungen nach dem zweiten Weltkrieg mit sich selbst und ihrer Vergangenheit auseinandersetzen. Mit ihren Erfahrungen als Täter und Opfer treffen sie sich jeden Abend, „reden und meinen“ (UMI 159), da sie „einander alle [brauchen], wenn je etwas gut und ganz werden soll“ (UMI 174). Der die Erzählung strukturierenden örtlichen Abstufung von feinem Kaffeehaus zu den Waschräumen bis hin zur Straße entspricht der sprachliche Abstieg auf der Wortebene, der ebenso wie die Gesellschaft immer derber wird. Die Gesellschaft wird abrupt unterbrochen von einem namenlosen Fremden, der von seinem Leiden erzählt, das ihn zwingt, zu morden, es ihm jedoch unmöglich macht, einen anonymen Mord durchzuführen. Die Ermordung dieses Mannes auf der Straße bildet den Höhe- beziehungsweise menschlichen Tiefpunkt und löst in dem ebenfalls namenlosen Ich-Erzähler, der Teil der Gruppe ist, eine neue Einstellung zu sich selbst und den historischen Geschehnissen aus.

Bachmann überschreitet die Grenzen der gesellschaftlichen Selbstbestimmung von Identität in der Erzählung „Ein Schritt nach Gomorrha“ gleich mehrfach, indem die Hauptprotagonistin Charlotte nicht nur über eine neue Sprache und eine neue selbstbestimmte Identität nachdenkt, sondern dies in Verbindung mit einem Austritt aus dem herkömmlichen dualen Mann-Frau-Beziehungsverhältnis bringt. Auslöser dafür ist der Partygast Mara, die nach

einer Abendgesellschaft die Wohnung nicht verlassen möchte und statt dessen versucht, mit Charlotte eine Beziehung anzufangen. Als Charlotte feststellt, dass Mara die gleichen alten Sprach- und Beziehungsmuster verwendet, die sie aus ihrer Ehe her kennt, verliert sie ihr Interesse und zieht sich in die Passivität zurück.

Die vorletzte Erzählung des Bandes, „Ein Wildermuth“, erzählt die Geschichte des Richters Wildermuth, der während einer von ihm selbst geführten Verhandlung einen Zusammenbruch erleidet, da sein Welt- und Selbstbild ins Wanken gerät, nachdem sein eigener Name als Name des Mörders in den Verhandlungsakten ständig wiederkehrt. Dieser Umstand, der ihn sein bisheriges Leben überdenken lässt, stellt sein ganzes Sprach- und Wahrheitssystem in Frage.

Die letzte Erzählung des Erzählbandes, die sich ihrem Titel nach, „Undine geht“, auf den alten Stoff des Undinemythos bezieht, kann als Epilog der Kollektion verstanden werden, da in dieser Erzählung kein Mensch zu Wort kommt, sondern ein mythologisches Wesen, die Undine, die sich der traditionellen Vorstellung zufolge einst erfolglos mit einem Menschen verband. Bachmanns Undine „geht“ jedoch, und die Erzählung bietet in einem inneren Monolog, der sich an die Menschen richtet, Undines letzte Worte und ihre Einschätzung des Wesens der Menschen. Somit steht nicht die Identität der Erzählerin in Frage, sondern dem Leser wird abschließend ein Blick auf die Menschen und deren Identitätsbedingungen von einer außenstehenden Position ermöglicht. Da nicht direkt der Versuch einer Konstruktion von Selbst-Identität innerhalb der gegebenen Bedingungen in dieser Erzählung unternommen wird, bleibt die Erzählung „Undine geht“ in der folgenden Analyse größtenteils im Hintergrund.

Um zu einem Verständnis des Identitätskonzepts in einem existentialphilosophischen Rahmen in den Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* zu kommen, werde ich

parallel zu den in Kapitel drei dargelegten theoretischen Grundlagen zunächst den Aspekt des In-Seins innerhalb der Erzählungen diskutieren, um dann zum Individuum und der Gesellschaft überzugehen und abschließend den Aspekt der Sprache zu untersuchen. Die Basis des Verständnisses des Erzählbandes wird sich dabei auf die von mir erläuterten existentialphilosophischen Erläuterungen stützen und auf Kernkonzepte wie das In-die-Welt-Geworfen-Sein, die Authentizität des Seins, das gesellschaftliche Man, das damit verbundene Konzept des Geredes und die Bedeutung der Sprache allgemein eingehen. Dabei ist es wichtig, zu betonen, dass diese Konzepte zwar die theoretische Basis darstellen, Bachmanns Erzählungen allerdings vielfach über diese Konzepte hinausreichen und sie ergänzen, was in dieser Arbeit auch zu zeigen sein wird. Als fundamentales Grundelement der Identitätssuche ist das existentielle In-Sein des Menschen zu betrachten, das auch die Existentialphilosophie als Ausgangspunkt benutzt. Dieses In-Sein bezieht sich zum einen auf die Welt, in die wir uns geworfen finden und aus der wir nicht heraustreten können, in einem weiteren Sinne jedoch auch auf das Mit-Sein mit Anderen in der Gesellschaft und auf die Sprache, die uns ein Erschließen unserer Welt und unserer eigenen Identität ermöglicht. Im Folgenden werden daher diese drei Aspekte anhand der Erzählungen aus *Das dreißigste Jahr* detailliert analysiert, mit der allgemeinsten Basis des In-der-Welt-Seins beginnend sich zuspitzend auf die Gesellschaft, in der wir leben und auf die Sprache, die wir mit Anderen verwenden.

5.2 In die Welt geworfen – ein „Spiel mit vorgefundenen Spielregeln“

Die Protagonisten der Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* befinden sich in der existentialistischen Position, die die Grundkonfiguration des Menschen in der Existentialphilosophie ist. Sie finden sich selbst „geworfen“ in eine Welt, die selbst keine Antworten bietet in der auswegslosen Situation des „In-Seins“ als solchem. Dennoch müssen

sich die Protagonisten in dieser Welt, in die sie sich mit ihrer Geburt geworfen finden, verhalten und „einrichten“, wie der Vater in der Erzählung „Alles“ in seiner versuchten Auflehnung gegen diesen Rahmen feststellt: „Es [das Kind] hatte die Welt nicht eingerichtet Warum sollte es sich darin einrichten! . . . Das Kind war ja zu allem fähig, nur dazu nicht, auszutreten, den Teufelskreis zu durchbrechen“ (A 147). Diese Konstellation des Geworfenseins bietet den Rahmen und den Ausgangspunkt, in der jedwede Identitätsbestimmung stattfinden muss. Obwohl der Vater in der Erzählung diese Situation kritisiert und versucht, seinen Sohn auf eine neue Weise zu erziehen, um ihn zu „befrei[en]“ (A 147), muss dieser Versuch scheitern, wie sein abschließender Kommentar der Unmöglichkeit, den „Teufelskreis zu durchbrechen“, verdeutlicht. Sich nicht in der Welt „einzurichten“ ist unmöglich.

Diese Situation des In-die-Welt-geworfen-Seins wird von Bachmanns Protagonisten wiederholt mit Schlüsselworten wie „Spiel“, „Wahn“ und „Falle“ umschrieben, die für die Rahmenbedingungen der Identitätsbestimmung grundlegend sind. Diese Motive tauchen in den Erzählungen immer wieder als Randmotiv auf. Dabei bilden sie in ihrer Häufigkeit kein Hauptmotiv, wiederholen sich jedoch an Schlüsselstellen vor allem der Erzählungen „Alles“, „Unter Mördern und Irren“ und „Das dreißigste Jahr“ zu oft, als dass ihr Dasein zufällig sein könnte und ihre Bedeutung ignoriert werden könnte. Dass die Metaphern des Spiels und der Falle, die sich auf das In-der-Welt-Sein und die Situation der Geworfenheit beziehen, vor allem in den beiden Erzählungen „Das dreißigste Jahr“ und „Alles“ gehäuft finden, lässt sich zum einen damit erklären, dass die Erzählung „Das dreißigste Jahr“ als Titelerzählung quasi eine Exposition der Gesamtthemen darstellt, wie ich bereits andeutete, und daher auf diese menschliche Grundsituiertheit im Besonderen verweist. Exemplarisch lässt Bachmann den namenlosen und daher universalisierten Hauptprotagonisten eines Morgens aufwachen und sich

in die Welt und eine Situation hineingeworfen finden, geworfen und „getroffen“ (DJ 94), so dass ihm in dieser Erkenntnis plötzlich jedwede Handlungsmotivation fehlt: Er „liegt plötzlich da, ohne sich erheben zu können, getroffen von den harten Lichtstrahlen und entblößt jeder Waffe und jeden Muts“ (DJ 94). Im Verlauf dieser Erzählung wird diese Grundsituation mit den genannten Motiven der Falle und des Spiels ausgebaut und erweitert, die auch wieder in der Erzählung „Alles“ auftauchen. Auch in der Erzählung „Alles“ findet sich diese Grundsituiertheit des Menschen, da es in dieser Erzählung durch das Erwarten der Geburt eines Menschen und dem anschließenden Prozess einer Mensch-Werdung vom Beginn an um ein In-die-Welt-geworfen-Sein geht. Dieses Kind beginnt, anders als der Protagonist der Titelerzählung, sein Leben erst, das ihn in eine bestimmte Welt wirft, und somit in bestimmte Kategorien. Im Vergleich zu den anderen Erzählungen des Erzählbandes dominieren daher in diesen beiden Texten die folgenden Motive, da beide durch ihre Handlung und ihre Situierung als Exposee das Thema der fundamentalsten Situiertheit des Menschen in der Welt behandeln.

Die auf den ersten Blick miteinander unverbundenen Metaphern des Spiels und der Falle geben bei genauerer Betrachtung eine Beschreibung des In-der-Welt-Seins: Sowohl ein Spiel, das immer aus bestimmten Regeln, an die man gebunden wird, besteht, als auch die Falle, sind Begriffe, die auf eine Einschränkung, auf eine Begrenzung hinweisen. Diese Begrenzung verweist auf das Agieren nach vorgegebenen Regeln und die Beschränktheit, die beide konstituierende Elemente des Lebens sind.

5.2.1 Die Welt als Spiel

Das Spiel verweist auf die Begrenzung durch die Regeln, die es ausmachen und die bestimmte Handlungsweisen möglich, andere unmöglich machen. Das Spiel ist eine umgreifende Metapher, die sich nicht nur auf die Welt als solches bezieht, sondern auch die Gesellschaft und

die in der Welt vorhandenen Lebensarten und Möglichkeiten mit einschließt: „Ich denke politisch, sozial und noch in ein paar anderen Kategorien und hier und da einsam und zwecklos, aber immer denke ich in einem Spiel mit vorgefundenen Spielregeln und einmal vielleicht auch daran, die Regeln zu ändern. Das Spiel nicht. Niemals!“ (*DJ* 102). Somit ist der Rahmen, in dem die Selbst-Werdung des Menschen stattfindet, mit Kategorien umschrieben, die wie Spielregeln das Spiel, welches das Leben selbst ist, bestimmen. Aus diesem Grund hat der Protagonist aus der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ die Möglichkeit, über ein Ändern der „Spielregeln“ nachzudenken und somit die Kategorien für sich selbst in der Selbst-Werdung zu verändern, bleibt jedoch unfähig, das Spiel selbst zu ändern, das in dem In-der-Welt-Sein seiner selbst besteht. Jeder spielt mit der Geburt, die einen in die Welt und ins Leben wirft, mit dem Leben des Lebens sein eigenes Spiel:

Jeder kommt einmal an die Reihe für das Spiel, das er vorfindet und zu begreifen angehalten wird: Fortpflanzung und Erziehung, Wirtschaft und Politik, und beschäftigen darf er sich mit Geld und Gefühl, mit Arbeit und Erfindung und der Rechtfertigung der Spielregeln, die sich denken nennt. . . . Das Spiel braucht die Spieler. (Oder brauchen die Spieler das Spiel?) (*A* 140).

Das Spiel, das vorgefunden wird, ist das Leben, das in dem vorgefunden weltlichen gesellschaftlichen Rahmen stattfindet und dem man sich nicht entziehen kann. Das Spiel, das sich, durch die von Bachmann genannten Begriffe der „Fortpflanzung“, „Erziehung“, „Wirtschaft“ und „Politik“, der Gesellschaft als solcher zuordnen lässt, braucht die Spieler, da es aus dem gesellschaftlichen Mitsein besteht und nicht existieren könnte, da ohne den Zustand des Mitseins diese Systeme ihren Sinn verlieren würden. Die unbeantwortet bleibende Frage, ob die

Spieler das Spiel brauchen, deutet auf die den bachmannschen Erzählungen innewohnende Utopie einer neuen Welt.

Die Kategorien, die als einzelne Teilspiele verstanden werden können, legen innerhalb des großen Spiels der Welt und des Lebens mögliche Denk- und Lebensweisen fest, wie Undine in ihrem Klagemonolog über die Menschen erwähnt: „Alle Spiele habt ihr erfunden, Zahlenspiele und Wortspiele, Traumspiele und Liebesspiele“ (U 262). Diese Spiele in dem großen Spiel deuten auf die Gesellschaft hin, auf ein Leben in der Gesellschaft, in der Mitwelt. Sie sind die Verhaltensweisen, die uns zu fähigen Agenten machen sollen und die wir als ein Teil des „Man“, das als existentialistisches Konstrukt unser alltägliches Dasein in der Gesellschaft umfasst, erlernen. Auf diesen Umstand verweist auch der Vater in der Erzählung „Alles“, der für seinen Sohn erfolglos erhofft, dass dieser neue Spiele spielen und neue Regeln schaffen würde, um zu einem authentischeren Sein zu gelangen: „Fipps verspielte die Jahre bis zur Schule. Er verspielte sie im wahrsten Sinne des Wortes. Ich gönnte ihm die Spiele, aber nicht diese, die ihn hinwiesen auf spätere Spiele. . . . Ich wollte für ihn ganz andere, reine Spiele Aber mir fiel nichts ein, und er war auf Nachahmung aus. Man hält es nicht für möglich, aber es gibt keinen Ausweg für unsereins“ (A 147f.). Die Ausweglosigkeit, von welcher der Vater spricht, ist die Ausweglosigkeit des In-die-Welt-geworfen-Seins, in eine bestimmte Welt mit bestimmten Regeln, aus der man nicht austreten kann. Gleichzeitig deutet diese Ausweglosigkeit aber auch schon in der Metapher des Spiels voraus auf die fehlende Sinnhaftigkeit, die in der Metapher des Wahns ausgestaltet ist. Da man aus dem Spiel nicht austreten kann, bleibt ein höherer Sinn unzugänglich, und die Metapher des Spiels verweist in der Willkür der Spiels ebenfalls hierauf, wie Pilipp ausführt: „Jeder Sinn ist nur relativ und zufällig, da ‚alles‘ ohnehin nur ein Spiel ist,

an dessen allumfassende, allem Gültigkeit verleihende ‚Spielregel‘ wir uns mit aller Macht klammern“ (60).

5.2.2 Die Welt als Falle

Die Falle wird in der Erzählung „Das dreißigste Jahr“, der Titelerzählung des Bandes, in der sich der männliche Hauptprotagonist eines Morgens in die Welt geworfen findet, nicht wissend, wer er war, wer er ist, noch wer er sein wird, gleich zu Beginn angesprochen. Sie verweist auf die Begrenzung, in welcher sich der Mensch durch sein In-der-Welt-sein befindet, in radikalerer Weise als die Metapher des Spiels, indem sie einen auf sehr physische und greifbare Weise auf die Beschränkungen aufmerksam macht, indem sie unsere Handlungsfreiheit einschränkt.

Beide Metaphern des Spiels und der Falle umschreiben Situationen, die man nicht einfach verlassen kann: die Regeln eines Spieles können nicht gebrochen werden, ohne das Spiel zu zerstören. Die Falle muss zerstört werden, um einem die Freiheit zurückzugeben. Somit werden beide zu Metaphern für die Welt, in welcher der Mensch gefangen bleibt und „weiß . . . , dass auch er in der Falle ist“ (DJ 96), wie der Protagonist der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ feststellen muss. Diese Falle besteht auch darin, dass es dem Menschen unmöglich ist, aus der Welt auszutreten und über sie selbst Erkenntnis zu erlangen. Auch der Vater in der Erzählung „Alles“ verweist auf diese Unmöglichkeit, geht mit dem Hinweis auf die Sprache als Falle über das einfache Konzept des In-Seins hinaus⁴: Er trägt seinen Sohn „stumm die Wege hinauf und hinunter und wieder heim, wo er lernte, Sätze zu bilden, und in die Falle ging“ (A 145), selbst in der Falle gefangen und nicht in der Lage, sich aus ihr zu befreien oder anders als „stumm“ darauf zu reagieren. Auf die Unmöglichkeit einer Erkenntnis, sowohl seiner Selbst als auch der Welt,

⁴ Auf diesen Aspekt gehe ich detailliert in Kapitel 5.4 ein.

weist Bachmann wiederholt in der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ hin „weil dir kein Licht aufgeht über die Welt und dich und die ganzen Leben und Unleben und Tode“ (DJ 112).

Eine Szene, in der die Unmöglichkeit, sich außerhalb der Welt aufzustellen, besonders eindrucksvoll zum Ausdruck kommt, ist die Wiener Nationalbibliotheksszene in „Das dreißigste Jahr“. Nachdem der männliche, anonym bleibende Hauptprotagonist der Erzählung „alle Dinge zu Ende gedacht“ (DJ 107) hatte, um die schlichte, aber unumstößliche und einzig zugängliche Erkenntnis seines In-der-Welt-Seins zu erlangen, nämlich „daß er ja lebte“ (DJ 107), beschreibt seine Erinnerung eine Erfahrung, die an die Anmaßung von Goethes *Faust* gegenüber dem Erdgeist in Vers 460-517 erinnert⁵, die in vielen literarischen Werken ihren Niederschlag fand. Wie Faust in seinem Studierzimmer vom Erdgeist wird auch dieser Erzähler zurückgeschlagen: „Da traf und rührte ihn ein Schlag, inwendig im Kopf; ein Schmerz entstand, der ihn ablassen hieß, er verlangsamte sein Denken, verwirrte sich und sprang von der Schaukel ab. Er hatte seine Kapazität zu denken überschritten oder vielleicht konnte dort kein Mensch weiterdenken, wo er gewesen war“ (DJ 107). Die Unmöglichkeit, sich außerhalb der Welt aufzustellen, lässt den Protagonisten „vernichtet“ zurück: „Er wurde vernichtet als möglicher Mitwisser, und von nun an würde er nie wieder so hoch steigen und an die Logik rühren können, an die die Welt gehängt ist“ (DJ 108). Die Logik der Welt liegt außerhalb ihrer selbst, jenseits ihrer Grenze, von der der Protagonist sagt, „[E]r hätte sich gern außerhalb aufgestellt, über die Grenze hinübergesehen und von dorthier zurück auf sich und die Welt und die Sprache und jede Bedingung“ (DJ 108). Die Unmöglichkeit der Überschreitung der Grenze und das Gefühl, der Falle der Welt, die das In-Sein des Menschen ist, nicht entkommen zu können, lassen die Welt in der Zuspitzung der Metapher der Falle als Gefängnis erscheinen: „Er lebte, ja, er lebte, das fühlte er zum ersten Mal.

⁵ Auf *Faust* und den Versuch einer „mental Grenzüberschreitung“ verweist auch Bartsch (136).

Aber er wußte jetzt, daß er in einem Gefängnis lebte, daß er sich darin einrichten musste“ (*DJ* 108). Das Verständnis der Welt als Falle oder Gefängnis lässt die Protagonisten der Erzählungen, die somit nicht in der Lage sind, einen höheren Sinn zu greifen, die Welt als Wahn beschreiben.

5.2.3 Die Welt als Wahn

Die Metapher des In-der-Welt-Seins als Wahn taucht vor allem in der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ auf, nachdem das Konzept der Geworfenheit in die Welt durch die Metaphern der Falle und des Spiels in den beiden vorhergehenden Erzählungen „Das dreißigste Jahr“ und „Alles“ bereits etabliert wurde. In der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ stellt die Umschreibung der Welt als Wahn die sinnvolle Strukturierung der Welt in Frage und verweist auf „Undurchschaubarkeit und Sinnesleere“ (Pilipp 78)⁶. Dass diese Infragestellung gerade in der Erzählung stattfindet, die sich auf die historischen Gegebenheiten des zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit bezieht, ist dabei von Bedeutung, da dieses Ereignis die Welt und den Sinn unseres In-Seins besonders infrage stellt.

Die Umschreibung der Welt als Wahn bezieht sich jedoch nicht nur spezifisch auf jene historischen Gegebenheiten, sondern allgemein auf die Situation des In-Seins als solches. Indem die Welt selbst nicht objektivierbar ist, da der Mensch selbst in ihr ist und nicht hinter sie zurücktreten kann, erscheint sie als Wahn, aus dem der Mensch nicht austreten kann: „Es hallte in mir die Nacht, und ich war in meinem Wahn“ (*UMI* 186). Dieses Statement am Ende der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ weist auf die Ausweglosigkeit der Situation des In-der-Welt-Seins hin. Schon in dem Kaffeehaus ist es der Wahn, der die Situation und die Möglichkeit, sich mitzuteilen, bestimmt, „weil das Gespräch einmal wahr werden musste, weil Rauch und Wahn alles einmal zu Wort kommen lassen“ (*UMI* 161). Der Wahn, „in“ dem man sich befindet,

⁶ Pilipp bringt den Begriff des Wahns nur mit Undurchschaubarkeit und Sinnesleere in Verbindung im Kontext der „jüngsten Vergangenheit“, was meiner Meinung nach nicht weit genug greift: Das Konzept des Wahns geht, wie das Spiel und die Falle, wesentlich weiter.

ermöglicht es, sich mitzuteilen, „alles einmal zu Wort kommen [zu] lassen“, da er sich auf die fundamentale Situation des In-Seins des Menschen bestimmt, das die Grundlage allen Austauschs ist. Dass die Erzählung auch im Wahn endet, wie das hier erstgenannte Zitat deutlich macht, unterstützt die Interpretation, dass der Wahn das In-Sein des Menschen bezeichnet und nicht verlassen werden kann, da man aus der Welt auch nicht austreten kann.

Die Umschreibung der bachmannschen Protagonisten der Welt als Wahn schließt die Möglichkeit, einen höheren Sinn zu entdecken, und somit auch sinngebende, außerhalb der Welt stehende Instanzen wie beispielsweise Gott aus:

Er würde seine Suppe auslöffeln müssen und am letzten Tag stolz oder feig sein, schweigen, verachten oder wütend zu Gott reden, den er hier nicht antreffen konnte und der ihn dort nicht zugelassen hatte. Denn hätte er mit dieser Welt hier zu tun, mit dieser Sprache, so wäre er kein Gott. Gott kann nicht sein in diesem Wahn, kann nicht in ihm sein, kann nur damit zu tun haben, daß dieser Wahn ist, daß da dieser Wahn ist und kein Ende des Wahnes ist! (*DJ* 108f.).

Besonders deutlich wird an dieser Stelle die Situation des In-die-Welt-geworfen-Seins des Menschen, der sich angesichts der vorgefundenen Welt in irgendeiner Weise verhalten, seine „Suppe auslöffeln“ muss. Ein höherer Sinn, ob gegeben oder nicht, bleibt für den Menschen unzugänglich, da er außerhalb der Welt liegen muss. Die Welt selbst, in der kein Sinn gegeben wird „da Gott die Welt in nichts bestimmt hat und zu ihrem Wie nichts getan hat“ (*DJ* 131), wird in ihrer scheinbaren Richtungslosigkeit und Sinnlosigkeit daher zum Wahn, aus dem man nicht heraus kann. Der höhere Sinn bleibt etwas, nach dem gestrebt wird, das verfolgt wird, jedoch innerhalb der Welt, innerhalb des Wahns, der das In-der-Welt-Sein des Menschen ist, unerreichbar ist und somit die Gleichung der Welt nicht löst und sie als Wahn belässt: „Und sie

jagten das blaue Wild, das früh aus ihrem einen Ich gefahren war und nicht mehr zurückkehrte, und solange es nicht zurückkehrte, blieb die Welt ein Wahn“ (*UMI* 172). Der einzige Sinn, der in dem Wahn, den die Welt für den Menschen darstellt, zugänglich ist, ist eine künstliche Ordnung, die durch eine Einteilung der Welt erreicht wird. Auf diesen Umstand verweist auch Frank Pilipp in seiner Analyse, wenn er schreibt: „Sinnsuche und Sinngebung in der Welt entspringen dem menschlichen Geist, haben aber für eine objektive, höhere Ordnung keine Bedeutung“ (31). Aus der menschlichen Einteilung der Welt, die keine praktische Bedeutung hat und sich immer wieder ändern kann, wird die Welt von den Menschen kategorisiert: „Immer wieder teilt sich alles in oben und unten, gut und böse, hell und dunkel, in Zahl und Güte, Freund und Feind, und wo in den Fabeln andere Wesen oder Tiere auftauchen, nehmen sie gleich wieder die Züge von Menschen an“ (A 148). Keine höheren Werte garantieren eine Einteilung und Scheidung „in Gut und Böse“ (*UMI* 175), da der einzige Referenzpunkt die Menschen selbst bleiben, innerhalb der Welt, wie der Vater in der Erzählung „Alles“ ernüchtert bemerkt. Und auch die Kaffeehausgruppe in der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ muss feststellen, dass die Welt keinen äußeren Sinn und keine Ordnung außerhalb ihrer selbst hat und weder „geschieden . . . [noch] reinlich“ (*UMI* 175) ist. Der Glaube an eine feste Ordnung der Welt erweist sich als Schein: „Damals . . . habe ich auch gedacht, die Welt sei geschieden, und für immer, in Gute und Böse, aber die Welt scheidet sich jetzt schon wieder und wieder anders“ (*UMI* 173). Dieses „schon wieder und wieder anders“ verweist auf den Wahn der Welt, der sich nicht in eine wirkliche Ordnung bringen lässt und auf die Unmöglichkeit, die „Gleichung Welt“ im Wahn zu lösen.

Die Metapher der „Gleichung Welt“, die in der Titelerzählung „Das dreißigste Jahr“ auftaucht (vgl. *DJ* 112), zeigt alle drei Metaphern der Welt als Spiel, als Falle und als Wahn eng verbunden mit der Sprache, auf welche ich in Kapitel 5.3 in Detail zu sprechen komme:

Weil hier nur Marter ist, weil du in der Gaunersprache das rechte Wort nicht findest und die Welt nicht löst

Nur die Gleichung löst du, die die Welt auch ist

Die Welt ist eine Gleichung, die löst sich dann und dann ist Gold gleich Gold und Dreck gleich Dreck (*DJ* 112).

Die „Marter“, von der hier die Rede ist, bezieht sich auf die Welt als Wahn und auf die mangelnde Ordnung der Welt, die keinen Sinn ergibt und darum für das Individuum zu Marter wird. Lösbar ist die Welt nicht. Die Möglichkeiten zur Lösung der Welt, zur Erkenntnis, bleiben für den Menschen in der Sprache, die das primäre Verständnismittel ist. Da die Sprache jedoch auch nur *in* der Welt ist und zudem als Gaunersprache fungiert, die zu dem entfremdeten Gerede bei Heidegger passt⁷, wird das „rechte Wort“, das an Eichendorffs Zauberwort⁸ erinnert, nicht gefunden. Die Welt, der Wahn, bleibt unlösbar innerhalb ihrer selbst, und nur die Gleichung innerhalb der Welt ist lösbar, wird damit aber banal: „Dreck [ist] gleich Dreck“. Heide Seidel verweist in ihrem Aufsatz auf die Lösung der Gleichung der Welt mittels der Sprache ebenfalls, indem sie, auf Wittgensteins *Tractatus* verweisend, schreibt:

Wittgenstein gebraucht den Begriff der Gleichung im streng mathematischen Sinn, Ingeborg Bachmann erfüllt ihn mit lebendiger Bedeutung Hier ist der Vorgang des Einsetzens ontologischer Inhalte in die logische Form evident.

⁷ Auf eine genauere Analyse der Gaunersprache gehe ich in Kapitel 5.3.1 dieser Arbeit ein.

⁸ Vgl. Eichendorff: „Wünschelruthe“: „Und die Welt hebt an zu singen/ triffst du nur das Zauberwort“. *Historisch-kritische Ausgabe*, S. 121.

Dadurch entsteht eine deprimierend banale Aussage: ‚Dreck gleich Dreck‘, und andererseits erweist sich diese Form als unbrauchbar für Seinsbestimmungen. (Seidel 274)

Nicht nur für Seinsbestimmungen, sondern auch für eine Erkenntnis der Welt erweist sich die Sprache als unbrauchbar, setzt man ontologische Inhalte in die Gleichung der Sprache ein, die versucht, die Wirklichkeit abzubilden, um Erkenntnis zu erlangen. Als Teil der Welt, innerhalb der Welt, ist der Mensch auch mit Sprache nicht in der Lage, der Welt selbst einen höheren Sinn zu verleihen oder sie zu objektivieren.

5.3 Subjekt und Gesellschaft

Der einzelne findet sich nicht nur in eine Welt geworfen, sondern auch, in dem existentiellen Status des Mit-Seins, in eine Gesellschaft, zu der er sich ebenfalls irgendwie verhalten muss. Somit ist jede subjektive Selbst-Bestimmung der Identität immer auch in Bezug zu einem gesamtgesellschaftlichen Rahmen zu treffen, da man aus der Position des Mit-Seins, ebenso wenig wie aus der Welt selbst, nicht austreten kann.

5.3.1 Suche nach Selbst-Identität

Die Protagonisten von Bachmanns Erzählungen, die sich wie der namenlose Protagonist aus „Das dreißigste Jahr“ in die Welt und somit in eine bestimmte Situation geworfen finden, sind alle beständig auf der Suche nach ihrer Identität. Sei es der Erzähler aus „Jugend in einer österreichischen Stadt“, der versucht, nach Jahren ein Resümee seiner Kindheit und seiner selbst zu ziehen, der Protagonist aus der Titelerzählung, der Vater aus der Erzählung „Alles“, der durch die Geburt seines Sohnes sein eigenes Sein neu zu überdenken lernt, die Kaffeehausrunde aus „Unter Mördern und Irren“, die nach den verheerenden geschichtlichen Erfahrungen nicht wissen, wer sie sind, die Protagonistin der Erzählung „Ein Schritt nach Gomorrha“, die versucht,

durch das Brechen gesellschaftlicher Grenzen zu einem neuen Sein zu gelangen oder der Richter, dessen Welt- und Selbstbild durch einen Fall, in dem sein eigener Name auftaucht, ins Wanken gerät, in jedem dieser Fälle steht die Identität der in den Erzählungen vorkommenden Figuren in Frage.

Für die Suche nach Selbst-Identität ist auch der Titel des Erzählbandes von Bedeutung, auf den verschiedentlich in der Sekundärliteratur hingewiesen wurde. Als Titel der ganzen Kollektion und nicht nur einer der Erzählungen verweist er mit „Das dreißigste Jahr“ auf die in der Literatur oft aufzufindende Konstellation eines Dreißigjährigen, der Resümee von seinem Leben zieht und mit der existentiellen, darauf folgenden Lebenskrise sich erneut auf die Suche nach der eigenen Identität begibt und somit in den „Prozess des Bewusstwerdens der eigenen Persönlichkeit“ (Angst-Hürlimann 11) eintritt. Näher ausgeführt haben dies auch unter anderem Frank Pilipp (22), und Kurt Bartsch (130f.), wobei alle Autoren in ihrer Konzentration des Titels als Titel einer Erzählung seine Bedeutung als Namen der Kollektion ignorieren und damit mit der Deutung nicht weit genug gehen. Als Titel der Kollektion deutet „Das dreißigste Jahr“ nicht nur auf die Sinnkrise und Suche nach Identität des Protagonisten der Titelerzählung, sondern betont das Infragestehen und den Aufbruch zu einer authentischen Identität *aller* Protagonisten jeder einzelnen Erzählung.

Am deutlichsten wird dieses problematische Selbstverhältnis und die Suche nach Selbst-Identität in der Titelerzählung des Bandes, die somit auch die Exposition der Identitätsproblematik darstellt und anhand derer ich daher exemplarisch die Suche nach Selbst-Identität analysieren werde. Die Erzählung beginnt mit dem namenlosen und dadurch repräsentativ für alle anderen Menschen stehenden Hauptprotagonisten, der eines Morgens aufwacht, in die Welt geworfen, und versucht, festzustellen, wer er ist: „Er wirft das Netz

Erinnerung aus, wirft es über sich und zieht sich selbst, Erbeuter und Beute in einem, über die Zeitschwelle, die Ortschaft, um zu sehen, wer er war und wer er geworden ist“ (*DJ* 94). Der Versuch, durch Erinnerungen die eigene Identität festzustellen, scheitert, und das einzig feststellbare sind bisher unternommene Versuche, eine Identität zu kreieren: „Er hat so viele Möglichkeiten für sich gesehen und er hat gedacht, daß er alles mögliche werden könne: Ein großer Mann, ein Leuchtfeuer, ein philosophischer Geist. Oder ein tätiger, tüchtiger Mann Oder ein Revolutionär Oder ein Müßiggänger aus Weisheit“ (*DJ* 95). Das wiederholte „oder“ vor jedem der Versuche verweist auf die andauernde Suche nach einer Identität, die in der Beliebigkeit der genannten Beispiele das Problem verdeutlicht, eine Selbst-Identität zu entwickeln: „Wie alle Geschöpfe kommt er zu keinem Ergebnis. Er möchte nicht leben wie irgendeiner und nicht wie ein Besonderer“ (*DJ* 130). Die Projektion einer eigenen Identität, die ergebnislos bleibt, da er „nicht wie irgendeiner und nicht wie ein Besonderer“ leben möchte, wird erschwert durch die andauernde Suche nach Authentizität innerhalb der Gesellschaft. „Nicht wie irgendeiner“ lässt sich lesen als der Wunsch, eine eigene, authentische Individualität auszubilden. Diese Idee taucht auch an anderer Stelle auf, nachdem er einen Aufbruch in ein neues Umfeld wagt, um sich „von nun an und für immer, in seiner wirklichen Gestalt [zu] zeigen.“ (*DJ* 98). Die Schwierigkeit dieses Vorhabens, sich in der „wirklichen Gestalt“ zu zeigen, besteht unter anderem darin, dass er nicht weiß, was diese wirkliche Gestalt ist: „Wer bin ich denn, im goldenen September, wenn ich alles von mir streife, was man aus mir gemacht hat?“ (*DJ* 102). Der Verweis auf eine fremdbestimmte Identität liegt in dem letzten Teilsatz, der mit dem Hinweis auf das Man die Identitätsschaffung explizit in einen gesellschaftlichen Kontext stellt.

5.3.2 Das Ich und der andere: Die Gesellschaft

Der Rahmen, in dem sich die Suche nach Selbst-Identität der Protagonisten abspielt, ist existentiell bestimmt durch das Mit-Sein mit anderen. Dieses Mit-Sein bestimmt sich dadurch, dass ein Individuum immer umgeben ist von anderen Individuen, die mit ihm gemeinsam das gesellschaftliche Konstrukt des „Man“ bilden, das ich in Kapitel 3.3 der vorliegenden Arbeit bereits angesprochen habe. Diese Situiertheit des Ichs, nicht nur in der Welt, sondern auch unter anderen, in einer Mit-Welt, findet sich ebenfalls in den Erzählungen des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr*, insbesondere in der Titelerzählung „Das dreißigste Jahr“, verkörpert durch die Figur Moll. Die Erzählungen zeigen die Protagonisten einerseits als Teil des Man selbst, andererseits beschreiben sie jedoch auch ihren Kampf, aus diesem Man hervorzutreten und zeichnet die Möglichkeiten der Identitätsfindung innerhalb der vorgegebenen Gesellschaft nach.

5.3.2.1 Das Selbst im Man

Beinahe alle Protagonisten des Erzählbandes *Das dreißigste Jahr* zeigen sich trotz aller Versuche, aus ihrem bisherigen Dasein eine spezifische Selbst-Identität zu bilden und die bisherige Existenz zu durchbrechen, als Zugehörige eines anonymen, gesellschaftlichen Man. Sie kämpfen mit der gleichen Problematik, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden, mit der schon der Held der Titelerzählung rang: „Er war wieder mitten unter leibhaftigen Menschen, kämpfte zäh um seine Stellung, um seinen Platz, um sein Leben“ (*DJ* 125). Somit zeigt er sich auch als Teil eines „Man“ zugehörig, wie die Existentialphilosophie nachweist: „Abständigkeit, Durchschnittlichkeit, Einebnung konstituieren als Seinsweisen des Man das, was wir als ‚die Öffentlichkeit‘ kennen“ (Heidegger, *SZ* 127). Abständigkeit und Durchschnittlichkeit verweisen dabei in diesem Zusammenhang auf die Angst und den Kampf des Individuums um seine Stellung in der Gesellschaft, sein Verhältnis zum anderen und den Unterschied zu den anderen,

den es ausgleichen möchte (vgl. Heidegger, SZ 126). Auch der Vater aus der Erzählung „Alles“ ist sich der Tatsache, dass man selbst immer auch Teil der anderen ist, mehr als bewusst, wenn er über seinen Sohn sagt: „Ich glaube, sie [die Mutter] dachte keinen Augenblick lang, daß Fipps zu den Menschen ‚draußen‘ gehören werde, daß er wie sie verletzen, beleidigen, übervorteilen, töten könne, daß er auch nur einer Niedrigkeit fähig sein werde, und ich hatte allen Grund, das anzunehmen“ (A 150). Diese Feststellung ist, trotz der mangelnden Wertneutralität, die der Vater wegen seiner Auflehnung gegen die Gesellschaft zeigt, von dem Bewusstsein geprägt, dass es kein Leben außerhalb der Gesellschaft gibt und dass jeder einzelne ein Teil der Gesellschaft ist und sich nicht außerhalb aufstellen kann.

Betrachtet man die Protagonisten der Erzählungen, fällt deren seltsame Anonymität auf, die beinahe alle Figuren namenlos lässt und somit zu einem gesellschaftlichen Man verallgemeinert. Trotz der Versuche, aus der Gesellschaft und aus dem Man herauszutreten, sind alle Figuren teil des Man. So ist beispielsweise der anonyme Protagonist aus „Das dreißigste Jahr“, der sich mehrmals von anderen und der Gesellschaft, die er zumeist mit dem Namen „Moll“ bezeichnet, abzusetzen versucht, dennoch „ein Moll“, wie auch Duffaut ausführt:

Moll is the name the protagonist attaches to all men he knows. Repetition of the same name, on the one hand, indicates the protagonist's universalization of men. . . . [T]he protagonist of the story is male, and thus is a part of the category he creates with the name Moll. Although Bachmann appears to distinguish him from Moll, she allots him no name to signify a distinction. (Duffaut 44f.)

Und auch auf andere Figuren ist dieses Konzept übertragbar: Der Richter in der Erzählung „Ein Wildermuth“ ist *ein* Wildermuth, wieder ein Teil eines Ganzen, indem der Name Wildermuth als Gattungsname fungiert. In der Eingangserzählung „Jugend in einer österreichischen Stadt“

erfahren wir ebenfalls nicht den Namen des Protagonisten, der in seiner Erinnerung in der namenlosen, nur mit „die Kinder“ (*JS* 86) bezeichneten Masse untergeht. Und für Undine sind alle Männer „Hans“, auch wenn sich einzelne Individuen immer wieder herausheben: „Ja, diese Logik habe ich gelernt, daß einer Hans heißen muß, daß ihr alle so heißt, einer wie der andere, aber doch nur einer“ (*U* 253). Duffaut bemerkt dazu ähnlich: „Universality is also represented . . . by the figure Undine who calls all men Hans“ (45). Es ist Undine, die, in ihrer Sonderstellung als nicht-menschliches Wesen, einen genaueren Blick auf die Situation der Protagonisten erlaubt. „Alle“ heißen Hans, aber auch immer „doch nur einer“ – das Man ist keine Menge, sondern setzt sich aus den je einzelnen zusammen, „nur einer“ und doch einer, der Teil des Man ist, da man immer das Man mit sich trägt.

5.3.2.2 Das Phänomen Moll

Die eindrucksvollste Figur des „Man“, die sich in den Texten finden lässt, ist sicherlich die Vielzahl der Freunde und Bekannten des Hauptprotagonisten aus der Erzählung „Das dreißigste Jahr“, die sich unter dem Sammelnamen „Moll“ zusammengefasst finden. Einen Hinweis darauf findet man bei Ahn-Lee:

Den Aufbruch in die neue Welt unternimmt er [der Hauptprotagonist] durch den Abschied von seinem Freund Moll, der mit seiner Durchschnittlichkeit, Alltäglichkeit und Öffentlichkeit stark die Züge der anonymen Kollektivität des „man“ trägt. Seine Suche nach einer Sprachutopie ist in diesem Sinne die Flucht vor dem Schatten Molls, dem „man“ vor dem Zwang des unsichtbaren Massendaseins. (80f.)

Erstaunlicherweise gibt es in der Sekundärliteratur keine eingehenden Analysen dieses Charakters und er wird meist nur in zwei-drei Sätzen erwähnt. Auf die Nutzung des Namen Moll

als „Typenname[n]“ und die mangelnde Individualität dieser Erscheinung verweisen sowohl Bartsch (133) als auch Ekroll: „Moll' wird in der Erzählung als Typenname verwendet. Er steht als Exponent für den Massenmenschen, den sozialisierten Menschen, der vom Gesellschaftssystem aufgefangen worden ist, und jetzt die dekadenten Konventionen und Wertnormen weiterführt“ (Ekroll 18). Obwohl Ekroll auf die Sammelbezeichnung hinweist, geht sein Ansatz eines Menschen, „der vom Gesellschaftssystem aufgefangen worden ist“, nicht weit genug. Moll als Repräsentant des Man *ist* das Gesellschaftssystem. Trotz der Unterschiedlichkeit der einzelnen Repräsentanten Molls--Bachmann nennt insgesamt sechs verschiedene Molls-- bilden sie jedoch alle Vertreter der Gesellschaft und des Man, wie Heidegger ausdrückt: „Das Wer ist nicht dieser und nicht jener, nicht man selbst und nicht einige und nicht die Summe aller. Das ‚Wer‘ ist das Neutrum, *das Man*“ (Heidegger, *SZ* 126, Kursivsetzung i. O.).

Da Dasein immer Mitdasein ist, kann man dem Mit-Sein und dem Man nicht entkommen. Statt dessen bildet dieses Man eine Universalität aus, die Bachmann am Beispiel der Figuren Moll eindrucksvoll nachzeichnet; „eine unpersönliche Instanz, die er [der Protagonist] als einzelner weder überschreiten noch vermeiden kann“ (Ahn-Lee 81). Moll ist überall, und so konstatiert der Hauptprotagonist der Erzählungen wiederholt bei Ankunft in neuen Städten: „Er trifft Moll wieder“ (*DJ* 120). Bei der Wiederholung dieses auf-Moll-Treffen wird dem Protagonisten auch klar, weshalb: „Er trifft Moll wieder, da die Welt eines jeden voll von Moll ist“ (*DJ* 122). Diese Beschreibung, die über die eigene Situation hinausgeht und auf „die Welt eines jeden“ verweist, macht deutlich, dass es nicht nur einen einzelnen Moll gibt: „[E]rst jetzt begreift er an dem einen Moll, daß da nicht nur einer ist.“ (*DJ* 99), und dass Moll ein Konstrukt ist, von dem die Welt „voll“ ist und dem man daher nicht entkommen kann: „Moll wird an allen Ecken und Enden auftauchen, immer wieder“ (*DJ* 123). Wie die Existentialphilosophie ausführt,

ist das Man, das sich in dem Konzept Moll wiederzuspiegeln scheint, nicht *ein* bestimmter: „Diese Anderen sind dabei nicht bestimmte Andere“ (Heidegger, SZ 125, Kursivsetzung i. O.), was auch die ständig wechselnden Personen, die unter Moll subsummiert werden, bestätigen. Moll ist „nicht nur einer“. Und deshalb ist es auch unmöglich, Moll zu entkommen: „Wie vermeidet man Moll? Welchen Sinn hat es, dieser Hydra Moll ein Haupt abzuschlagen, wenn ihr an Stelle eines jeden wieder zehn neue nachwachsen!“ (DJ 123). Das „Man, das kein bestimmtes ist und das Alle . . . sind“ (Heidegger, SZ 127) wird in der Figur Moll überstilisiert zu einem Schatten, der über allem liegt: „Wo Moll nicht ist, ist Molls Schatten, riesig und bedrohlicher noch in den Gedanken und Phantasien. Moll ohne Ende. Molls Terror. Moll selbst aber ist um vieles kleiner“ (DJ 98). Dieser gesellschaftliche Schatten des Moll bleibt universal, da Moll nicht nur ein Einzelner ist--die tatsächliche je konkrete Person eines einzelnen Molls „ist um vieles kleiner“ und spielt auch keine Rolle, da das Konzept des Man als Schatten alles überragt und nicht greifbar ist, da es „kein bestimmtes“ ist und auch nicht die Summe aller einzelnen.

Der „Terror“, den Moll der Meinung des Protagonisten nach verbreitet und der sich bis auf die Gedanken und Phantasien hin erstreckt, ist der Terror der Selbstentfremdung. Wo immer Moll auftaucht, entfremdet er die Individuen, indem er ihnen sagt, wer sie sind und wie man sich zu verhalten hat: „Moll: ‚Aber ich habe dich doch früher gekannt, mach mir nichts vor, mir kannst du nichts vormachen!‘“ (DJ 123). Das Recht, sich anders zu verhalten oder von seinem bisherigen Kurs abzuweichen, wird einem genommen, bis hin zu dem Recht auf die eigene Identität, die sich in Erinnerungen verbergen kann. Der Protagonist aus „Das dreißigste Jahr“ trifft dementsprechend auch an einen Moll, der, obwohl er sich an ihn nicht erinnert, ihm seine ehemalige Identität in Erinnerungen aufzwingen will, „wenn er sich auch nicht daran erinnert, Moll je ein Recht auf eine einzige dieser Erinnerungen eingeräumt zu haben“ (DJ 123). Hierauf

verweist auch Bartsch, wenn er von der „Festlegung [der] Persönlichkeit in den Bildern, die die Molls von [einem] haben“ (134) und der „Fremdbestimmung und [den] Verletzungen durch die Gesellschaft“ (135) schreibt. Moll verwaltet somit den öffentlichen Raum, in dem man selbst lebt. Dieser Umstand zeigt sich besonders gut an wenigstens zwei Repräsentanten Molls, die Anspruch auf diesen öffentlichen und zwischenmenschlichen Raum erheben. Zum einen tut dies der Moll, der dem jungen Hauptprotagonisten Tipps gibt, wie er seine damalige Freundin, Leni, verführen soll (vgl. *DJ* 109) und den Protagonisten seine „Ansichten inhalier[en]“ (*DJ* 109) lässt. Er sagt ihm, was er von dieser Situation zu halten habe und wertet sie für den Protagonisten. Er nimmt ihm somit seine Handlungsoptionen vorweg. Dies entspricht Heideggers Beschreibung des Man, wenn er sagt, dass „das Man jedoch alles Urteilen und Entscheiden vorgibt“ (Heidegger, *SZ* 127). Der andere Moll, der sich ebenfalls exemplarisch an Heideggers Worte hält, der „sich faktisch in der Durchschnittlichkeit dessen [hält], was sich gehört, was man gelten läßt und was nicht, dem man Erfolg zubilligt, dem man ihn versagt“ (Heidegger, *SZ* 127), ist der erfolgreiche Moll, der „meinungslos Meinungen vertritt“ und sich im Leben zurechtfindet, dem Protagonisten ebenfalls Entscheidungen abnehmend: „Moll rät ihm: ‚Steig bei uns ein‘“ (*DJ* 120). Alle Vertreter Molls unterstützen somit durch das Bestimmen des Individuums dessen Entfremdung von ihm selbst. Auf diesen Umstand verweist auch Ulrich Vormbaum, wenn er über das Verhältnis des Protagonisten zu Moll schreibt:

Rührte die Sorge um Moll aus dem Erwachen der eigenen Maßstäbe her, die sich im Festlegen des Gegenüber erprobten, so . . . kehren [sie] sich gegen ihren ehemaligen Bezugspunkt und legen ihn fest. Subjekt und Objekt spiegeln einander in wechselseitiger Vereinnahmung und führen im Rollentausch von

Entwerfer und Entworfenem die Einheit dieses polaren Verhältnisses vor, das sich immer durch ein gegensätzliches Bestimmtheitsein kennzeichnet. (Vormbaum 56)

Vormbaum weist mit seiner Beobachtung der wechselseitigen Festlegung von Identität und dem Rollentausch auch auf Sartres Konzept des anderen, wenn er sagt, dass jeder andere, der mich ansieht, mich auf eine bestimmte Projektion festlegt und mich somit meiner Freiheit beraubt, die ich nur wiedergewinnen kann, wenn ich wiederum wechselseitig den anderen zu meinem Objekt mache: „By the mere appearance of the Other, I am put in the position of passing judgement on myself as on an object, for it is as an object that I appear to the other“ (Sartre, *BN* 302).

Nach der oben geführten Argumentation möchte ich noch einmal einen Blick auf die Namenswahl werfen, die in der Sekundärliteratur keine eindeutige Klärung findet. Wie einige Autoren in der Sekundärliteratur ausführen, könnte sich die Bezeichnung „Moll“ auf die musikalische Bezeichnung jenes weichen Dreiklangs beziehen, die Vormbaum (56) erwähnt, ohne sie zu deuten und die auch Grimms *Deutsches Wörterbuch* als Wortdefinition nachweist. Legt man diese Lesart zugrunde, die mit „weichheit, . . . klage, . . . sanfte[m] schmerz[]“ (Grimm 2480) in Verbindung gebracht wird, und kombiniert man diese Assoziationen mit der oben aufgeführten Rolle des Gesellschaftlichen Man, lassen sich interessante Parallelen ziehen. Die „weiche“ Tonart des Moll ist, ebenso wie das gesellschaftliche Man, nicht selbst „weich“ und sanft, sondern hat diese Wirkung auf diejenigen, die sie hören. Auf die Gesellschaft übertragen kann man schlussfolgern, dass somit diejenigen, die mit der Gesellschaft in Berührung kommen, ihre Wirkung der „Klage“ und des „Schmerz“ für das in ihr gefangene Individuum zu spüren bekommen. Die Klage und der Schmerz werden deutlich in der Verzweiflung des entfremdeten Individuums, wie wir es am Hauptprotagonisten der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ sehen. Und ebenso wenig, wie man sich einem Klang entziehen kann, da

unsere Ohren keinen Schließmuskel haben, kann man sich der Wirkung der Gesellschaft entziehen.

Andererseits kann man das Wort „Moll“ auch, wie Grimm nachweist, auf „Molch“ zurückverfolgen, das „früher für ein giftiges, und selbst im feuer ausdauerndes untier angesehen“ (Grimm 2476) wurde, „voller gift“, und das manchmal auch in der Bedeutung „als Bild für einen bösen, giftigen menschen“ (Grimm 2477) verwendet wurde. Die Anspielungen auf ein Untier oder einen giftigen Menschen können, als mögliche Bedeutung des Sammelnamen Molls, auf die fremdbestimmende, gar entfremdende Wirkung des gesellschaftlichen Man verstärkend hinweisen, die nicht bekämpft werden kann und die das Individuum „vergiftet“.

5.3.2.3 Entfremdung in „Gerüchtgestalten“

Indem alle Figuren, die Bachmann in ihren Erzählungen kreiert, Teil einer Gesellschaft und somit immer umgeben von anderen sind, kollidieren ihre eigenen Identitätsentwürfe ständig mit dem Bild, das sich die anderen von ihnen gemacht haben, wie beispielsweise der Protagonist aus der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ immer wieder feststellen muss: „Er kommt an und trifft in Rom auf die Gestalt, die er den anderen damals zurückgelassen hat. Sie wird ihm aufgezwungen wie eine Zwangsjacke. Er tobt, wehrt sich, schlägt um sich, bis er begreift und stiller wird. Man lässt ihm keine Freiheit, weil er sich erlaubt hat, früher und als er jünger war, hier anders gewesen zu sein“ (DJ 98). Die Gestalt, die einem „wie eine Zwangsjacke“ aufgezwungen wird, ist, ähnlich wie in dem Sartreschen Konzept des anderen, das Bild, das der jeweils andere sich von uns macht und das an unserer eigenen Identität nur vorbeigehen kann, da es uns festlegt und uns die eigene Freiheit nimmt. Die anderen Menschen legen uns fest und richten über unsere Identität, bei allen Treffen, „in denen die Wiederbegegnungen über ihn [den Protagonisten, stellvertretend für alle anderen] und die anderen richtet“ (DJ 124). Auch Pilipp

unterstreicht den Aspekt der Fremdbestimmung, wenn er schreibt: „Die Suche nach einer wahren Existenz führt Bachmanns Hauptfigur immer wieder die fundamentale existentielle Fremdbestimmung des Menschen vor Augen“ (Pilipp 42). Das Bild der „Gestalt“ des angesprochenen Beispiels, die einem aufgezwungen wird und die nicht die eigene ist, taucht in der Erzählung wiederholt auf, um diesen Zustand der Entfremdung zu unterstreichen: „Er kann nicht mehr unter Menschen leben. Sie lähmen ihn, haben ihn sich zurechtgelegt nach eigenem Gutdünken. Man geht, sowie man eine Zeitlang an einem Ort ist, in zu vielen Gestalten, Gerüchtgestalten, um und hat immer weniger Recht, sich auf sich selbst zu berufen“ (DJ 97f.). Die Gestalten sind „Gerüchtgestalten“, da sie mit der eigenen Identität kaum mehr etwas zu tun haben, und man selbst bleibt festgelegt und entfremdet, bis selbst die Freiheit und das „Recht, sich auf sich selbst zu berufen“ verloren geht.

Der Mangel an individueller Freiheit in der Mit-Welt zeigt sich auch an folgendem Zitat, das implizit mit den Worten „Unterdrückung“ und „Bevormundung“ darauf verweist:

Hat nicht vor Jahren schon die Unterdrückung, die Bevormundung durch die Netzwerke der Feindschaften und Freundschaften eingesetzt, bald nachdem er sich in die Händel der Gesellschaft hatte verstricken lassen. Hat er nicht . . . seither ein Doppelleben ausgebildet, ein Vielfachleben, um überhaupt noch leben zu können? Beträgt er nicht schon alle und jeden und vielfach sich selber? . . . Hinzugewonnen hat er nur die Erfahrung, daß die Menschen sich an einem vergingen, daß man selbst sich auch an ihnen verging . . . Und daß sich alle vor dem Tod fürchten, in den allein sie sich retten können vor der ungeheuerlichen Kränkung, die das Leben ist. (DJ 100f.)

Die Doppel- und Vielfachleben, die das Individuum ausbilden muss, um innerhalb der Gesellschaft weiterzukommen, können auch als die Rollen verstanden werden, die jeder einzelne innerhalb einer Gesellschaft übernehmen muss. Diese Rollen werden, da sie als Rollen an einem authentischen Selbst-Sein vorbeigehen, verständlicherweise als „Betrug“ verstanden, als Betrug an „sich selber“, da man sich selbst in der Beschäftigung, seine Rollen zu leben, um eine authentische Identität betrügt. Man reagiert als Teil der Gesellschaft in der Gesellschaft und wie die Gesellschaft: Man vergeht sich an anderen und es wird sich „an einem verg[a]ngen“. Die einzige Möglichkeit, diesen entfremdeten Zustand zu verlassen, ist in Bachmanns Beispiel hier der Tod, da man somit austritt aus dem Mit-Sein mit anderen und aus der „ungeheuerlichen Kränkung“, die das Leben ist, da sie einen immer wieder entfremdet und fremdbestimmt, wie auch Sartre in seinem Hauptwerk *Being and Nothingness* ausführt. Auf die Nähe Sartres verweist an dieser Stelle auch Kurt Bartsch, wenn er schreibt: „Die Verletzungen des Ichs haben damit zu tun, dass es [das Ich] sich von den Anderen – wie Sartre es in *L’Etre et le Néant* beschrieben hat – zum Objekt herabgewürdigt fühlt, fremdbestimmt und verhindert, authentische Erfahrungen zu machen“ (134).

Das Problem des Individuums innerhalb der Gesellschaft ist, dass man ihm keine Freiheit lässt, nicht einmal die des Rückzugs, da man aus dem Modus des Mit-Seins nicht austreten kann:

Er wollte sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Aber das bemerkte niemand oder niemand wollte es wahrhaben. In den Vorstellungen der Mitwelt ging er noch verschwenderischer um, war er immer noch ein Hans Dampf in allen Gassen, und manchmal traf er seine wolkige Gestalt in der Stadt und grüßte sie zurückhaltend, weil er sie kannte von früher. Von heute war sie nicht. Heute war er ein anderer.
(DJ 105)

Der andere bestimmt uns, und die eigene Gestalt einfach zu ändern ist nicht möglich, da unser Sein in der Gesellschaft nicht einfach uns zu gehören scheint. Was Bachmann in der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ deutlich zeigt, ist das Drama einer entfremdeten Person, die sich selbst verliert und, in verschiedene „Gestalten“ zerfallend, die ihm überall begegnen und doch nicht er selbst sind, und in der Selbstentfremdung beinahe schizophrene Züge trägt, was die Überlegungen des Hauptprotagonisten bei einem Gespräch mit einem reisenden Psychologen zeigen: „Es erwachte Interesse in ihm, und er fragte sich, ob man sich denn ohne Schaden für sich selber halten könne und ob das nicht auch Irrsinn sei“ (*DJ* 125). „Sich für sich selber halten“ wird zum Irrsinn, da das eigene Selbst, das nicht unser Eigentum ist, kaum mehr in der entfremdeten Situation als Teil der Gesellschaft auffindbar bleibt. Wie sehr diese universale entfremdete Situation auf jeden einzelnen, der Teil des Man ist, zutrifft, zeigt die Analyse des Psychologen, der konstatiert „, Sie leiden an... Sie machen sich zuviel daraus... Daran leiden wir natürlich alle, das ist nichts Besonderes.““ (*DJ* 125). Die „Diagnose“ des Leiden des Hauptprotagonisten ist nicht nennbar, wie die abgebrochene Rede des Psychologen zeigt, da es ein allgemeines Leiden an den Beschränkungen und Entfremdungen ist, unter welchen das Ich steht. Da jeder, als Teil des Man, in der gleichen Situation ist, ist sie auch „nichts Besonderes“, da alltäglich.

Die Fremdbestimmung durch andere findet sich nicht nur in den Urteilen, die sowohl der Dreißigjährige in der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ als auch die Personen der Männerrunde aus „Unter Mördern und Irren“ über sich ergehen lassen müssen: „Bertoni sagte nicht ‚Bravo‘, weil Haderer ihm zuvorkam und ihm die Möglichkeit nahm, sich zu äußern. . . . ‚Sie sind ein schöner Mensch. Haben Sie das gewußt?‘“ (*UMI* 166). Bertoni wird in dem zitierten Beispiel jede Möglichkeit genommen, „sich zu äußern“, obwohl es um ihn selbst geht, und somit hat der

Einzelne nicht mehr die Möglichkeit, seine eigene Identität selbst zu bestimmen oder sich ein eigenes Urteil zu bilden; andere übernehmen diese Beurteilung für einen, indem sie einem „zuvork[ommen]“ mit jeglicher Beurteilung und Wahrheit über einen selbst, so wie Haderer das Be-Urteilen der anderen in der Männergesellschaft übernimmt. Als selbstentfremdendes Element kommen auch die Rollen hinzu, die andere einem antragen und die man, um in der Gesellschaft einen Platz einnehmen zu können, ausfüllen muss:

Alle operierten sie also in zwei Welten und waren verschieden in beiden Welten, getrennte und nie vereinte Ich, die sich nicht begegnen durften. Alle waren betrunken jetzt und schwadronierten und mußten durch das Fegefeuer, in dem ihre unerlösten Ich schrien, die bald ersetzt werden wollten durch ihre zivilen Ich, die liebenden, sozialen Ich mit Frauen und Berufen, Rivalitäten und Nöten aller Art. Und sie jagten das blaue Wild, das früh aus ihrem einen Ich gefahren war und nicht mehr zurückkehrte (UMI 171f.)

Die Situation des Lebens in Rollen, die der Einzelne in der Gesellschaft übernehmen muss und die von dem eigentlichen, authentischen Sein abweichen, beschreibt Bachmann mit dem „Operier[en] . . . in zwei Welten“, von denen man die eine Welt, die Welt der „zivilen Ich, [der] liebenden, sozialen Ich mit Frauen und Berufen“ als die Welt der Gesellschaft und des Man verstehen kann. Es ist die Welt der Öffentlichkeit, wie auch Helgard Mahrtd ausführte, die in ihrer Fixierung auf Genderidentitäten jedoch nicht weit genug geht (vgl. Mahrtd, *Society* 171). Die Trennung und Selbstentfremdung wird deutlich, wenn Bachmann von „getrennte[n] und nie vereinte[n] Ich“ spricht, was man überspitzt formulieren kann als „life suspended in a kind of schizophrenic existence“ und „fragmented identities“ (Thorpe 200). Das authentische Ich ist das, was im Leben mit anderen verschwunden ist und gesucht wird--das „blaue Wild“. Die Metapher

des Wildes tritt noch einmal in der Erzählung auf, gleich zu Beginn, als der anonym bleibende Erzähler von „den Männern“ und sich aussagt, sie „jagen das Beste, was wir verloren haben, wie ein Wild“ (UMI 159). Das „Beste“ wird auch hier nicht näher ausgeführt, taucht jedoch ein paar Zeilen später wieder auf in dem Schweigen der Gesellschaft: „In den Pausen . . . wenn keiner gegen das Schweigen aufkommt und jeder in sich versinkt, hört hin und wieder einer das blaue Wild klagen – noch einmal, noch immer“ (UMI 159). Auf die Entfremdung, die hinter der Suche nach dem „blauen Wild“ steht, macht auch Pilipp aufmerksam, der es im Rückgriff auf Trakl deutet als die „Idee des Verlusts einer harmonischen Koexistenz in der menschlichen Gemeinschaft . . . [sowie als] ahnungsweises Bewußtsein des Mangels und des Ich-Verlusts“ (79), wobei ich seiner „Deutung des Wildes als unterdrückte weibliche Persönlichkeitskomponente“ (79) nicht zustimmen kann. Vielmehr scheint mir der gesellschaftliche Aspekt hier gewichtiger zu sein, der sich bei Bachmann in dem Faktum, dass die Suche nach dem blauen Wild nur „in den Pausen“ stattfindet, spiegelt. Nur im Schweigen der Gesellschaft und des Man, also in dessen Abwesenheit, ist das authentische Selbst erahnbar.

Pilipps Deutung der Spaltung des Ichs, die in der Metapher des Wildes enthalten ist, als eine „im verborgenen existierende[n] Nachtseite des Ich“ (75) und die damit implizierte Aufspaltung des Ichs in das scheinbar zivilisierte Nachkriegs-Ich und ein dunkles, eigentliches Ich, das aus der Zeit der Verbrechen des zweiten Weltkriegs stammt, kann ich nicht vollkommen zustimmen. Obwohl mit zunehmendem Alkoholkonsum im Verlaufe dieses Abends auch die Sprache wesentlich derber wird, kommen die Charaktere ihrem authentischen Sein dennoch nicht näher: Das Sein, dem sie sich nähern, ist wohl eine Nachtseite, jedoch nicht die „eigentliche“: Nach wie vor sind es nur Rollen, die diese Personen ausgeführt haben, und hinter der heutigen Maske liegen nur andere. Sicherlich ist das historische Faktum, dass es sich bei der Männerrunde

zum großen Teil um Ex-Offiziere der Nazizeit handelt, hier auch von Bedeutung und kann nicht ignoriert werden; gleichzeitig geht Pilipps Deutung jedoch nicht weit genug, da er verkennt, dass diese früheren Ich, die eindeutig auch auf den zeithistorischen Kontext verweisen und diesen problematisieren, jedoch auch nicht die wirklichen und authentischen Ich der Charaktere sind, sondern nur andere Rollen. Deutlich macht diesen Umstand der Fremde, der plötzlich in die Männerrunde einbricht und diese stört. Als prädestinierter Mörder, wie er von sich selbst behauptet, war und ist er einfach nicht in der Lage, zu töten, obwohl es ihn danach verlangt. Dieses Paradox löst sich in seinen Aussagen, wenn er erklärt: „Bei den Übungen schoß ich daneben . . . weil ich wußte, . . . daß es nur in Stellvertretung da war . . . es irritierte mich, war nur eine verführerische Attrappe, nicht Wirklichkeit“ (UMI 182). Dass es sich nur um eine „Attrappe“ handelt, macht dem Fremden das Morden unmöglich, und nicht nur bei Schießübungen, sondern auch im Leben, in dem er auch auf Attrappen, auf Rollen stößt, und nicht auf den authentischen, wirklichen Menschen: „Ich legte zum erstenmal an, als wir eine Gruppe von Polen vor uns hatten . . . Da sagte ich mir: nein, keine Polen. Mir passte es nicht, dieses Benamen der anderen“ (UMI 183). Der Fremde ist nicht in der Lage, zu morden, trotz seines ausdrücklichen Wunsches, da er nur auf Rollen und auf entfremdete Menschen stößt--entfremdet auch durch die Benutzung der Sprache, die aus dem Einzelnen ein abstraktes Konzept macht: „Wenn ich nicht mehr auf einen Menschen schießen konnte, wie viel weniger dann auf eine Abstraktion, auf die ‚Russen‘. Darunter konnte ich mir überhaupt nichts vorstellen. Und man muss sich doch etwas vorstellen können“ (UMI 185). Somit verweist dieser Fremde an dieser Stelle deutlich auf die Entfremdung des Menschen in der Gesellschaft mit der Entfremdung durch die Sprache, welche die Gesellschaft führt, wenn er sich sagt: „Du mußt und du willst einen Menschen morden. Ja, das wollte ich und schon lange, seit genau einem Jahr

fierte ich danach. Einen Menschen! Ich konnte nicht schießen, das müssen Sie einsehen“ (UMI 184). Der Nachdruck, welcher aus dem Ausruf „Einen Menschen!“ innewohnt, macht deutlich, dass der Fremde in der Gesellschaft keinen Menschen mehr treffen kann, sondern in der Masse alle zu einem entfremdeten Selbst verkommen. Mit einem Mord unter den Bedingungen, die er im Krieg antraf, nämlich den sprachlich entfremdeten Individuen, die alle in ihren Rollen Teil eines kollektiven Man waren, kann der Fremde keinen Menschen töten, da dessen authentisches Selbst unter der Entfremdung verschwindet.

5.4 Die Problematik der Sprache

Die Sprache ist, in ihrer Funktion als Verständigungsmittel mit anderen, immer Teil der Gesellschaft. Wenn es den anderen nicht gäbe, bräuchte ich die Sprache nicht, und somit ist die Sprache selbst ein gesellschaftliches Element, das am lebendigsten in der Öffentlichkeit ist. Als der Gesellschaft zugehörig bereitet die Sprache, wie auch das Mit-Sein mit Anderen, die gleichen Probleme für das Individuum, nämlich das Problem der Entfremdung, wie ich bereits angesprochen habe. Sprache ist das Element, in dem und mit dem ich meine Identität zum großen Teil anderen gegenüber bestimme, und somit unterliegt mein Selbstentwurf den gleichen Beschränkungen, die meine Sprache hat. Die Sprache, die gesprochen wird, kann man ebenso wenig wie die Welt oder die Gesellschaft, in die man geworfen wird, selbst bestimmen. Im Rahmen der Öffentlichkeit wird sie zur „Gauner-“ oder „Blumensprache“, wie Bachmann es nennt, dem Gerede des Man. Wichtig hierbei ist es, zu betonen, dass Gauner- und Blumensprache zwar beide Teil der öffentlichen Rede sind und daher unter die Kategorisierung des Geredes fallen, sie einander jedoch nicht vollkommen gleichen. Beide Begriffe sind in ihrer Verwendung jedoch eindeutig negativ und herabsetzend besetzt.

5.4.1 Gerede als „Gauersprache“

Das Gerede tritt zunächst in der Erzählung auf, in welcher auch der verkörperte Repräsentant der Gesellschaft, Moll, zu finden ist: in der Titelerzählung „Das dreißigste Jahr“. Hier führt Bachmann den Begriff „Gauersprache“ zum ersten Mal ein, der sich auf eine unklare Sprache bezieht: „Weil hier nur Marter ist, weil du in der Gauersprache das rechte Wort nicht findest und die Welt nicht löst“ (*DJ* 112). Es ist eine Sprache, in der man „das rechte Wort nicht finde[t]“ und die zur Selbst-, Fremd- und Welterkenntnis daher ungeeignet ist. Es ist die Sprache, die Moll, als Vertreter des Man, spricht: „Moll rät ihm: ‚Steig bei uns ein.‘ (Die Gauersprache zur Perfektion gebracht!)“ (*DJ* 120f.). Die Gauersprache in ihrer „Perfektion“ ist eine Sprache, der die Eindeutigkeit fehlt und die daher nur eine „durchschnittliche Verständlichkeit“ nach Heidegger besitzt: „Man versteht nicht so sehr das beredete Seiende, sondern man hört schon nur auf das Geredete als solches. Dieses wird verstanden, das Worüber nur ungefähr“ (Heidegger, *SZ* 168). Dieses Ungefähre des „Worüber“ spiegelt sich in dem letzten Beispiel, in dem es völlig unklar bleibt, wo der Protagonist denn mit einsteigen soll--und in dem Gerede aber auch keine Rolle spielt, in dem man nur „meinungslos Meinungen vertr[itt]“ (*DJ* 120). Es ist eine entfremdete Sprache, der die Authentizität ebenso fehlt wie den gesellschaftlichen Rollen des Man, wie ein Verweis auf Moll deutlich macht: „Moll, der die Sprache verloren hat und dafür mit Pfauenfedern aus anderen Sprachen paradiert“ (*DJ* 122). Moll hat „die Sprache verloren“--eine Wendung, die keinen Sinn macht, liest man die erste Sprache nicht als authentische Sprache des Selbst. Da Moll nicht über ein authentisches Dasein verfügt und daher auch keine authentische Sprache mehr führen kann, „paradiert“ er mit „Pfauenfedern aus anderen Sprachen“--der „Bodenlosigkeit des Geredes“ (Heidegger, *SZ* 169), das ihm „die Möglichkeit [gibt], alles zu verstehen ohne vorgängige Zueignung der Sache“ (Heidegger, *SZ* 169), weshalb

er auch „paradieren“ kann in der Fähigkeit, „alles“ zu bereden. Die Verbindung der Gaunersprache zur Gesellschaft und den Rollen, die man innerhalb der Gesellschaft ausfüllt, betont auch Duffaut: „In Bachmann’s text, this year makes the protagonist recognize that the limiting language games, what the protagonist calls Gaunersprache (commonplace language), correspond to certain roles . . . Language games and roles determine the other mutually; for example, language games might dictate specific roles or vice versa“ (43).

Diese unklare, „vage“ Art zu reden taucht auch im Zusammenhang mit anderen Figuren auf, wie das Beispiel einer Affäre des Protagonisten zeigt: „Sie hatte eine Art, vage zu sprechen, die er sofort wieder annahm. Wahrscheinlich hatte er damals so mit ihr geredet, Zwischentöne gebraucht, Halbheiten geübt, Zweideutigkeiten, und nun konnte nichts mehr klar und gerade werden zwischen ihnen“ (*DJ* 124). In diesem Beispiel wird der Aspekt des Ungefähren besonders deutlich, in dem sich das „Worüber“ in „Halbheiten“, „Zwischentönen“ und „Zweideutigkeiten“ verliert. Hierbei sei auch auf Heideggers Konzeption der Zweideutigkeit verwiesen, die die mangelnde Authentizität, die im Gerede entsteht, ebenfalls beschreibt:

Wenn im alltäglichen Miteinandersein dergleichen begegnet, was jedem zugänglich ist und worüber jeder jedes sagen kann, wird bald nicht mehr unterscheidbar, was in echtem Verstehen erschlossen ist und was nicht. Diese Zweideutigkeit erstreckt sich nicht allein auf die Welt, sondern ebenso sehr auf das Miteinandersein als solches, sogar auf das Sein des Daseins zu ihm selbst.
(Heidegger, *SZ* 173)

Die Gefahr der Halbheit des Geredes ist die Zweideutigkeit, die entsprechend dem heideggerschen Zitat als die Diskrepanz zwischen dem Tatsächlichen und dem Gesagten

besteht⁹. Auf diesen Umstand macht auch Undine, die als Außenstehende zu besonderen Einblicken privilegiert ist, in der letzten Erzählung des Bandes aufmerksam, wenn sie den Menschen ihre Unverständlichkeit vorwirft:

Ich habe euch nie verstanden, während ihr euch von jedem dritten verstanden wußtet. Ich habe gesagt: Ich verstehe dich nicht, verstehe nicht, kann dich nicht verstehen! Das währte eine herrliche und große Weile lang, daß ihr nicht verstanden wurdet und selbst nicht verstandet, nicht warum dies und das, warum Grenzen und Politik und Zeitungen und Banken und Börse und Handel und dies immerfort.

Denn ich habe die feine Politik verstanden, eure Ideen, eure Gesinnungen, Meinungen, die habe ich sehr wohl verstanden und noch etwas mehr. Eben darum verstand ich nicht. Ich habe die Konferenzen so vollkommen verstanden, eure Drohungen, Beweisführungen, Verschanzungen, daß sie nicht mehr zu verstehen waren. Und das war es ja, was euch so bewegte, die Unverständlichkeit all dessen.

(U 257)

Undines Beobachtung ist extrem scharfsinnig. Mit ihrer Erklärung „Ich habe euch nie verstanden . . . denn ich habe die feine Politik verstanden . . . und noch etwas mehr“ verweist sie auf die Kluft, die zwischen dem Gerede und den tatsächlichen Sachverhalten besteht. Die Menschen, die sich von „jedem dritten“ innerhalb der Gesellschaft und des Geredes verstanden wissen, verlieren ihre Authentizität innerhalb der Rollen. Deshalb ist es eine „herrliche und große Weile“ der Unverstandtheit, in der die Menschen der Authentizität näher sind, da sie selbst den entfremdeten gesellschaftlichen Teil nicht verstehen. Undine versteht, als Außenstehende, das

⁹ Auf diesen Aspekt komme ich im nächsten Abschnitt 5.4.2 noch einmal zu sprechen.

wirkliche Wesen der Menschen, Hans' Authentizität, und versteht daher nicht, wenn die Gesellschaft in Form von „Politik und Zeitungen und Banken . . . und dies immerfort“ den Menschen bis in die Sprache der „Drohungen, Beweisführungen, Verschanzungen“ entfremdet.

Die undeutliche Rede zeigt sich auch in der Erzählung „Unter Mördern und Irren“, die, wie auch Duffaut andeutet, gemeinsame gesellschaftliche Diskurspraktiken, unter welche das Gerede als Gesellschaftssprache fällt, verdeutlicht, wenn sie über die Männerrunde aussagt, dass „their routine meetings serve to establish a bond of common discursive practices“ (212). Auffällig hierbei ist die Tatsache, dass die Sprache der einzelnen Protagonisten, trotz der unverkennbar wienerischen Kommunikationskultur und den scheinbar individualisierten Zügen der Einzelcharaktere, die auch alle einen eigenen Namen tragen, und der seltenen Verwendung von Dialektwendungen, zu maniert ist, als dass sie als individualisierte und tatsächliche Sprache angesehen werden könnte. Statt dessen sprechen die Männer eine gemeinsame Sprache, die durch ihre Manieriertheit in vielen Aspekten an das Konzept des Geredes in einer Gesellschaft erinnert. In dieser Erzählung wird Sprache, gleich der Sprache Molls, unpräzise verwendet, indem einzelne Mitglieder der Männerrunde bedeutungslos Benennungen vergeben: „Wir waren alle seine verehrten Freunde – Friedl und ich ausgenommen, weil wir zu jung waren und daher nur ‚liebe Freunde‘ sein konnten“ (UMI 163). Unabhängig vom tatsächlichen Zustand, der sich mit zunehmendem Alkoholkonsum in der Gruppe bemerkbar macht, die nicht aus Freunden sondern einer Gruppe von ehemaligen Tätern und Opfern besteht, ermöglicht es das Gerede, das „den primären Seinsbezug zum beredeten Seienden verloren“ (Heidegger, SZ 168), einander zu begegnen. Die Verwendung der Floskeln „verehrte Freunde“ und „liebe Freunde“ hat zwar innerhalb der Gesellschaft eine Bedeutung, indem sie auf die Unterschiede zwischen den Stellungen der ehemaligen Mitstreiter und der jüngeren Generation aufmerksam macht,

bleibt jedoch mit der Bezeichnung „Freund“ eine Floskel und geht am authentischen Dasein vorbei, da in dieser Runde kaum Freunde zu finden sind. Unklar bleibt, ohne den authentischen Seinsbezug, worum sich die Rede dreht: „Was er dachte, wußte niemand, das Andeuten war ihm zur Natur geworden“ (*UMI* 165); im Andeuten „deute[n] [alle], über die Sache hinweg, verzweifelt ins Ungefähre“ (*UMI* 166). Die wirkliche, authentische Kommunikation findet im Gerede nicht statt, das sich im „Weiter- und Nachreden“ (Heidegger, *SZ* 168) zur „Bodenlosigkeit de Geredes“ steigert: „Es wurde dann eine Sprache benutzt, die Bertoni zu irgendeiner früheren Zeit einmal kopiert haben musste . . . eine Sprache der Andeutungen“ (*UMI* 166). Die Sprache, die geführt wird, ist eine Kopie, nicht mehr die eigene, und entfremdet das Selbst im Nachreden weiter.

Das Gerede ist, ebenso wie die Gesellschaft, der man in dem existentiellen Mit-Sein nicht verlassen kann, nicht einfach zu verlassen; man muss sich darin einrichten wie in der Gesellschaft, wie das Beispiel des Protagonisten aus „Das dreißigste Jahr“ zeigt, der feststellt, „daß er sich darin einrichten mußte und bald wüten würde und diese einzige verfügbare Gaunersprache würde mitsprechen müssen, um nicht so verlassen zu sein“ (*DJ* 108). Innerhalb der Gesellschaft und des Man ist das Gerede die einzige zugängliche Sprachform, die man daher „mitsprechen“ muss. Und die auch innerhalb der Gesellschaft gesprochen wird, in der alle „reden und meinen“ (*UMI* 159). Dieses Gerede in seiner Oberflächlichkeit ist, wie die Männerrunde der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ zeigt, eine Eulenspiegelei, in der nichts so ist, wie es scheint: „diese Welt aus Eulenspiegeleien, Mutproben, Heroismen, Gehorsam und Ungehorsam, jene Männerwelt, in der alles weit war, was sonst galt, was für uns tagsüber galt, und in der keiner mehr wusste, wessen er sich rühmte und wessen er sich schämte und ob diesem Ruhm und dieser Scham noch etwas entsprach in dieser Welt, in der wir alle Bürger waren“ (*UMI* 171). In

der Welt des Geredes bleibt alles unklar und ungeschieden: Es hat die Eigenschaft, „als dieses das In-der-Welt-sein nicht so sehr in einem gegliederten Verständnis offenzuhalten, sondern zu verschließen und das innerweltlich Seiende zu verdecken“ (Heidegger, *SZ* 169). Das Verschließen des tatsächlichen Seins wird zum entfremdenden Element, das an der Welt vorbeigeht, wie auch der Fremde die verdeckende Wirkung der Sprache scharf kritisiert:

Mir passte es nicht, dieses Benamen der anderen . . . in dieser Umgangssprache. . .
Ich war ja nur ein einfacher Mörder, ich hatte keine Ausrede, und meine Sprache war deutlich, nicht blumig wie die der anderen. ‚Ausradieren‘, ‚aufreiben‘, ‚ausräuchern‘, solche Worte kamen für mich nicht in Frage, sie ekelten mich an, ich konnte das gar nicht aussprechen. Meine Sprache war also deutlich. (*UMI* 183f.)

Nur einer der außenstehend ist, kann sich dieser Umgangssprache, der Gaunersprache des Man, vollkommen entziehen, wie das Beispiel des Fremden zeigt, der gleich in mehrfacher Weise ein Außenseiter ist und von der Männerrunde daher auch nicht verstanden wird. Sein Außenseiterstatus wird gleich dreifach betont, indem er nach eigener Aussage ein geborener Mörder ist, offenbar therapiebedürftig, wie sowohl der Ich-Erzähler (*UMI* 180) als auch ein Gericht verzögert (*UMI* 184) diagnostizieren, zuletzt nicht Teil dieser Männergesellschaft, und fällt somit vollkommen nicht nur aus der Männerrunde, sondern aus der ganzen Gesellschaft, deren Sprache, deren „Worte . . . nicht in Frage“ kommen für ihn, der diese Sprache nicht mitspricht und seine Weigerung der Anpassung mit dem Leben bezahlt.

In diesen Kritiken der Umgangssprache, die durch ihre Unklarheit und ihre fehlende Authentizität nicht nur die Gefahr der Seinsvergessenheit birgt, schwingt bei Ingeborg Bachmann ebenfalls durch den historischen Kontext der Erzählung „Unter Mördern und Irren“

und durch die Bezeichnung der „Gaunersprache“ selbst eine weitere Bedeutungsdimension mit, die das existentialphilosophische Konzept des Geredes in einen realhistorischen, kritischen Rahmen versetzt und es somit übersteigt. Die Gaunersprache an sich bezeichnet laut Grimms Wörterbuch die „geheime sprache des gaunerthums“ (Bd. 4, 1586) und wird somit zur ‚Geheimsprache des Man‘, das in dem von Bachmann gegebenen Kontext unterschwellig in seinem Gerede die faschistischen Untertöne der Nachkriegszeit mittransportiert. Somit kennzeichnet Bachmann durch den Begriff des „Gauners“ diese Sprache nicht nur als Teil des Geredes, sondern verweist ausdrücklich auf die diesem Gerede innewohnende Gefahr hin, da ein Gauner ein „betrüger [ist,] der den betrug als gewerbe und kunstmäßig betreibt [und ein] . . . dieb[] und verbrecher[]“ (Grimm Bd.4, 1583) und rückt somit die Gaunersprache in die Dimension des Verbrechens.

Eine interessante Interpretation bezüglich des Begriffs „Gaunersprache“, die auch auf den Aspekt der mangelnden Übereinstimmung zwischen Realität und Sprache verweist, bietet Barbara Agnese, die diese Sprache mit dem mimetischen Konkurrenzprinzip René Girards verbindet und zur Gaunersprache, in Abgrenzung zu der späteren „Blumensprache“ sagt, dass die Gaunersprache „eine die Explosion der mimetischen Rivalität beschreibende Sprache [ist], die als solche Gewaltträgerin ist . . . Vor allem die Gaunersprache ist der Ort des Betrugs, der Begegnung mit einer unerwarteten Kultur als Betrug, der man, so scheint es, sich auf keinen Fall entziehen kann“ (182). Diese Bemerkung verweist nicht nur auf die Falschheit dieser Sprache durch den „Betrug“, sondern macht auch auf das in der Gaunersprache innewohnende Gewaltpotential aufmerksam, das auszuführen den Rahmen dieser Arbeit jedoch sprengen würde.

5.4.2 Fehlende Identität durch mangelnde Übereinstimmung

In der Erzählung „Ein Wildermuth“ werden die Folgen einer unklaren Sprache und der Zweideutigkeit der Umgangssprache auf die eigene Selbstidentität auf eindrucksvolle Weise vorgestellt, indem der Richter Wildermuth aufgrund einer sprachlichen Unklarheit seine eigene Identität nahezu verliert. Diese Erzählung, wie Duffaut ausführt, „exemplifies the problematic of expressing the self in language“ (69). Trotz zahlreicher Analysen dieser Erzählung, die den Schwerpunkt auf die Sprache legen, steht kaum je die Frage im Vordergrund, wie sich diese Sprache auf die Identität der Personen auswirkt. Auslöser für die dargestellte Identitätskrise ist ein anfangs simpel wirkender Fall, der zur Verwirrung führt, da der Name Wildermuth in zwei zueinander oppositionell stehenden Situationen auftaucht, als Name des Richters und des Angeklagten: „Während er die Akten Wildermuth studierte, hatte Anton Wildermuth aber dann zusehends Unruhe verspürt, einfach deswegen, weil er seinen Namen immer wieder lesen mußte als den eines Fremden“ (W 217f.). Was mit Unruhe beginnt, steigert sich im Verlauf der Erzählung zu einer Identitätskrise, die Wildermuth die gesprochene Sprache hinterfragen und schließlich zurückweisen lässt. Sein klares Verständnis von Namen, Identität und Sprache überhaupt, in dem es „ihm selbstverständlich [ist], daß Namen davon Kunde gaben und daß Vorfälle sich mit jenen Namen zusammentaten, an denen man Angeklagte und Zeugen erkennen konnte“ (W 218f.), gerät ins Wanken, da Wildermuth feststellen muss, dass Namen und also sprachliche Benennungen überhaupt in der Umgangssprache, wie oben bereits angeführt, undeutlich sind: „Signification is not a fixed structure wherein signifiers and signifying complexes, once placed in conjunction with their respective signifieds, would remain“ (Duffaut 58). Diesen Umstand, der stark an die Beschreibung der Gaunersprache erinnert, kritisiert er bei

seiner Frau Gerda, deren Sprache er, ähnlich der abfälligen Bezeichnung „Gaunersprache“ als Sprache Molls, als „Blumensprache“ bezeichnet:

Gerda mit ihrer Blumensprache . . . Könnte man diese Sprache bloß austilgen, ihr abgewöhnen, mit der sie mich so entfernt von sich. . . . Jedes Wort in rosa Schrift, alles untadelig, nie vulgär, nie aus der Rolle fallend. Weiß Gerda, wieviel, wie wenig davon übereinstimmt mit dem, was sie sagt, und dem, was sie fühlt? Was will sie verschleiern mit ihrer Sprache, welchen Mangel wettmachen . . . ?
Eingerichtet hat sie uns in dieser Sprache . . . (W 245)

In dieser Sprache, der Umgangssprache mit all ihrer Undeutlichkeit, muss man sich in der Gesellschaft entsprechend der „Rolle“, die man ausführt, „einrichten“: „Wildermuth considers his wife’s use of language to be a mere role. . . . Her utilization of language, what he calls *Blumensprache*, reveals her identification with a particular role, namely that of a wife“ (Duffaut 64, Kursivsetzung i.O.). Der Gegenüber, in diesem Fall Wildermuths Frau, wird hinter dieser Form der Sprache, die nur die Rolle, nicht aber das Selbst widerspiegelt, kaum mehr wahrgenommen, so dass unklar bleibt, „wieviel, wie wenig davon übereinstimmt mit dem, was sie sagt, und dem, was sie fühlt“. Heidegger verweist auf diesen Umstand in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* unter dem Abschnitt der Zweideutigkeit: „Der Andere ist zunächst ‚da‘ aus dem her, was man von ihm gehört hat, was man über ihn redet und weiß. Zwischen das ursprüngliche Miteinandersein schiebt sich zunächst das Gerede“ (174). Die eigene Identität sowie die des Gegenüber tritt hinter dem Gerede zurück und bleibt unzugänglich. Daher verwendet Wildermuth, der mit der Suche nach Wahrheit auch nach Authentizität sucht, die abfällige Wendung „Gerda mit ihrer Blumensprache“, da diese Sprache nahezu das Gegenteil von Identität verkörpert. Diesen Aspekt der Mangelnden Wahrheit und Authentizität in der

Blumensprache hebt auch Agnese heraus, wenn sie schreibt, dass die Blumensprache „die Sprache der Fälschung, des Euphemismus, der geheimen Kollaboration ist“ (217).

Diese Rollenproblematik und das Verschwinden des Individuums hinter seinen Rollen wird auch von Pilipp in Zusammenhang mit der Gerichtsverhandlung betont, wenn er schreibt, dass „die Vorgänge im Gerichtssaal als Scharaden sprachlich determinierter Rollenspiele“ (103) fungieren--die einzelnen Menschen verschwinden, und alles, was bleibt, sind die Rollen, die sie füllen. Diese Rollen geraten jedoch nach der Rede des Knopfexperten, der das Verhältnis von Sprache und Realität durch die mangelnde Identität der beiden erschüttert, ebenfalls ins Wanken „und alles [droht] zu zerfließen und zu zerfallen“ (W 225): „Die Zeugen mußten das Gefühl bekommen, daß sie ihre früheren Antworten leichtsinnig gegeben hatten, und daß ihre Aussagen . . . einfach unverantwortlich waren. Die Worte stürzten wie tote Falter aus ihren Mündern“ (W 225). Bezeichnenderweise verliert auch Wildermuth an dieser Stelle seine Identität, indem er seine Rolle in einem mysteriösen Schrei verliert, von dem Pilipp sagt, dass in ihm „jene sprachliche und kommunikative Verwirrung wiederhallt“ (102).

Wildermuth muss feststellen, wie wenig diese Sprache jedoch mit Klarheit, Eindeutigkeit oder gar Wahrheit zu tun hat--dem Gerede geht es nicht um Wahrheit, was Wildermuth verkennt und weshalb er die Welt, in der eine solche Sprache existiert, als „üble[s] Märchen“ bezeichnet: „Und sein Name war hier in einem üblen Märchen, verknüpft mit Vorkommnissen, ebenso sinnlos, wie er schon einmal mit einem Krautgeruch verknüpft war, mit einem Dampfgeruch oder einer plötzlich ins Stiegenhaus ausbrechenden Radiomusik“ (W 218). Die höchst willkürliche Aufzählung von „Dampfgeruch“, „Krautgeruch“ und „Radiomusik“ macht die fehlende Verbindung, Identität und Authentizität der Worte mit einem Charakter deutlich, da sie

nichts mit der Person zu tun haben. Dennoch sind sie mit ihr verbunden. Ein Knopfexperte, der zur Klärung des Prozesses hinzugerufen wird, stellt das ganze Identitätskonzept an sich in Frage:

„Meine Herren“, rief der Experte bestürzt aus, „ich höre immerzu das Wort ‚identisch‘! Man kann doch nicht sagen, diese Fäden seien identisch! In dem Wort ‚identisch‘ drückt sich doch der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit aus. Man könnte vielleicht – ja vielleicht! – sagen, daß zwei Fotos, die von einem Bild gemacht werden, identisch seien. Aber von diesen Fäden kann man es unmöglich behaupten. . . ‘ (W 223)

Die Aussage des Experten negiert nicht nur ein Identitätsverhältnis auf sprachlicher Ebene, sondern weist dieses als in der Realität nicht existierend vollkommen von sich und es wird, wie Pilipp schreibt, „die Kluft zwischen Sprache und Realität, zwischen Signifikant und Signifikat“ (102) deutlich. Da die „Wahrheit“ für Wildermuth, dessen höchstes Ziel sie war, somit unzugänglich wird, stellt er resigniert fest, dass die Welt nur aus „Meinungen“ besteht, denen jegliche Authentizität fehlt: „Und darüber hinaus, da gibt es doch nur lauter Meinungen, schneidige Behauptungen, Meinungen über Meinungen und eine Meinung über die Wahrheit, die schlimmer ist als alle Meinungen über alle Wahrheiten, für die du an die Wand gestellt werden kannst zu mancher Zeit und auf den Scheiterhaufen kommst, denn es ist schon etwas Furchtbares um die Meinung“ (W 252). Die „Meinungen“ entstammen der Unklarheit der Umgangssprache, die keine Authentizität und keine Wahrheit bieten kann. Diese Art der Sprache führt zur existentiellen Identitätskrise des Hauptprotagonisten Wildermuth, der sich somit versucht, aus der Sprache selbst zu lösen:

Ich will ja meine Robe und mein Barett ablegen, mich hinhocken an jeder Stelle der Welt, mich hinlegen auf Gras und Asphalt und die Welt abhören, abtasten,

abklopfen, aufwühlen, mich in sie verbeißen und mit ihr übereinstimmen dann,
unendlich lang und ganz –

bis mir die Wahrheit wird über das Gras und den Regen und über uns:

Ein stummes Innwerden, zum Schreien nötigend und zum Aufschrei über alle
Wahrheiten. (W 252)

Das Ablegen der Robe und dem Barett signalisiert einen Austritt aus der Rolle, in der Wildermuth gelebt hat und kann somit auch als ein Austreten aus der Gesellschaft gedeutet werden. Sein Versuch, auf der Suche nach der Wahrheit „über uns“, den Menschen also, einen ursprünglicheren Zugang zum eigenen Sein zu erlangen, signalisiert durch das „abhören, abtasten, abklopfen, aufwühlen“ der Welt und den auf Schweigen verweisenden Worten wie „Asphalt“, „Gras“ und „Regen“, welches alles Gegenstände sind, „that do not speak languages“ (Duffaut 67), sowie das „stumme[] Innwerden“ einen Verlust der Identität, die in dem Verstummen und in dem Schrei, beides Ausdrucksweisen jenseits der sinnbestimmten Artikulation, seinen Höhepunkt findet. Der „Aufschrei über alle Wahrheiten“, die keine wirklichen sind, da ihnen Authentizität fehlt, und die dennoch im Mit-Sein weiterexistieren, findet nicht nur jenseits der Gesellschaft, sondern auch jenseits der Selbst-Identität statt; alles, was von Wildermuths Selbst übrig bleibt, ist ein Schrei.

5.5 Identitätssuche jenseits der Grenzen: Versuchter Ausbruch aus der Gesellschaft

In dem Erzählzyklus *Das dreißigste Jahr* sind die beiden Erzählungen, die am deutlichsten einen aktiven Ausbruchsversuch aus den Strukturen der Gesellschaft beschreiben, „Alles“ und „Ein Schritt nach Gomorrha“. In beiden Fällen versuchen die Protagonisten aufgrund der mangelnden Authentizität in den gelebten Rollen und der dadurch erfahrenen

Entfremdung zu entkommen, indem sie „einen anderen Versuch“ (A 145) starten, der einen Identitätsentwurf jenseits der Gesellschaft vorsieht.

5.5.1 Eine neue Sprache

Der Versuch, aus der Gesellschaft auszutreten und einen Weg zu einem neuen, authentischer lebenden Menschen zu finden, geht mit dem Austritt aus der vorhandenen Sprache Hand in Hand. Da die Sprache, als Gerede, den Menschen sich selbst entfremdet und nur die anonyme Masse des Man zulässt, versucht der Vater in der Erzählung „Alles“, seinem Sohn die Entfremdung und ein Leben in Rollen zu ersparen, indem er ihn vor der normalen Sprache zu bewahren sucht, „ihm die Benennung der Dinge zu verschweigen, ihn den Gebrauch der Gegenstände nicht zu lehren“ (A 143) und ihn statt dessen eine neue, neutrale Sprache lehren möchte, die seiner Meinung auch ein authentischeres Sein ermöglichen würde:

Lehr ihn die Schattensprache! Die Welt ist ein Versuch, und es ist genug, daß dieser Versuch immer in derselben Weise wiederholt worden ist mit dem selben Ergebnis. Mach einen anderen Versuch! . . . Das Ergebnis war bisher: ein Leben in Schuld, Liebe und Verzweiflung . . . Aber ich könnte ihm die Schuld ersparen, die Liebe und jedes Verhängnis und ihn für ein anderes Leben freimachen. (A 145)

Die Welt, und somit auch die Gesellschaft, wird hier als „Versuch“ beschrieben--als ein gescheiterter Versuch, in den gesellschaftlichen Kategorien „Schuld, Liebe und Verzweiflung“. Der Weg, diesen „Versuch“ zu verändern, ist laut dem Vater eine neue Sprache, eine Sprache jenseits der Gesellschaft, eine „Schattensprache“, „Wassersprache“ oder „Blättersprache“ (A 145), eine Sprache der Natur. Die Idee einer Sprache jenseits der Gesellschaft erweist sich jedoch als nicht zu verwirklichen: „Aber da ich kein Wort aus solchen Sprachen kannte oder

fand, nur meine Sprache hatte und nicht über deren Grenzen gelangen konnte, trug ich ihn stumm die Wege hinauf und hinunter und wieder heim, wo er lernte, Sätze zu bilden, und in die Falle ging“ (A 145). Selbst unfähig, aus der Sprache auszutreten um eine neue zu lehren, muss sich jedes Individuum in der alltäglichen Sprache einrichten, die, auf die Geworfenheit in die Welt zurückweisend, als „Falle“ bezeichnet wird. Es ist die Falle der Durchschnittlichkeit des Geredes, der Selbstentfremdung, gegen die der Vater erfolglos anzurennen versucht. Und es ist die Falle einer Sprache, der durch ihre Allgegenwärtigkeit bis in den kleinsten Lebensbereich nicht zu entkommen ist:

Und ich wußte plötzlich: alles ist eine Frage der Sprache und nicht nur dieser einen deutschen Sprache, die mit den anderen geschaffen wurde in Babel, um die Welt zu verwirren. Denn darunter schwelt noch eine andere Sprache, die reicht bis in die Gesten und Blicke, das Abwickeln der Gedanken und den Gang der Gefühle, und in ihr ist schon all unser Unglück. Alles war eine Frage, ob ich das Kind bewahren konnte vor unserer Sprache, bis es eine neue begründet hatte und eine neue Zeit einleiten konnte. (A 143)

Bachmann geht in diesem Beispiel über die Sprache als Sprache weit hinaus und verwendet sie ähnlich wie Sartre:

While psychological and historical problems exist with regard to the existence, the learning and the use of *a particular* language, there is no special problem concerning what is called the discovery or invention of language. Language is not a phenomenon added on to being-for-others. It *is* originally being-for-others . . . I *am* language. By the sole fact that whatever I may do, my acts freely conceived and executed, my projects launched toward my possibilities have outside of them

a meaning which escapes me and which I experience. (*BN* 485, Kursivsetzung i.O.)

Sartre fasst hier, wie Bachmann, wenn sie von einer Sprache spricht, die bis in die Gesten und Blicke reicht, die Sprache als ein weites allgemeines Konzept des Daseins-für-Andere auf: „By language we mean all the phenomena of expression“ (Sartre, *BN* 486). Diese Sprache, als das Dasein-für-Andere, ist ein gesellschaftliches Produkt, weshalb sie nicht dem authentischen Selbst entspricht. Daher trägt sie schon „all unser Unglück“, das uns als Teil der Gesellschaft entfremdet. Daher hängt der Vater der Idee an, eine neue Sprache „begründe[n]“ zu wollen und somit „eine neue Zeit“ und einen neuen Menschen einzuleiten.

Auf das Problem, eine neue, authentische Sprache gründen zu wollen, trifft auch Charlotte in „Ein Schritt nach Gomorrha“, die, an dem Gerede und seiner Undeutlichkeit verzweifelnd, einen Austritt aus dieser Sprache sucht:

Charlotte dachte: mir ist andauernd unklar, wovon sie spricht. Die Sprache der Männer war doch so gewesen in solchen Stunden, daß man sich daran hatte halten können. Ich kann Mara nicht zuhören, ihren Worten ohne Muskel, diesen nichtsnutzigen kleinen Worten.

Hör zu, Mara, wenn du die Wahrheit wissen willst. Wir müssen versuchen zu sprechen, wirklich zu sprechen miteinander. . . . Ich kann nicht auffassen, was du sagst. Du redest mir zu unklar. (*SG* 198f.)

Mit der Aussage „mir ist andauernd unklar, wovon sie spricht“ weist Charlotte auf das Rollenkonzept der undeutlichen Sprache im Gerede zurück, das sich in diesem Fall in den Rollen der Frau und des Mannes spiegelt. Die „Sprache der Männer“ hat in dem festgelegten Rollenspiel der Geschlechter den dominanten und festgelegten Part, der die Rolle der Frau

eindeutig festlegt, so dass man sich „daran . . . halten“ kann, wohingegen sich die Frau nur daran halten muss und keine aktive Rolle besitzt. Authentizität und Verständlichkeit besitzt diese Sprache, die nur die vorgeschriebenen Rollen und deren Verhältnis zueinander spiegelt, nicht, wie Charlotte mit dem Verweis auf Wahrheit und auf ein „wirklich[es] sprechen“ zeigt. Deshalb versucht sie, eine andere Sprache zu finden, die nicht Teil des Geredes ist und daher klar sein soll: „Aber sie würde Mara sprechen lehren, langsam, genau und keine Trübung durch die übliche Sprache zulassen“ (SG 209). Was Charlotte fordert und erschaffen will, ist eine neue Sprache, jenseits der Rollenklischees, wie auch in der Titelerzählung „Das dreißigste Jahr“ vom Hauptprotagonisten gefordert wird:

„Vorurteile – die Rassenvorurteile, Klassenvorurteile, religiösen Vorurteile und alle anderen – bleiben ein Schimpf, selbst wenn sie durch Belehrung und Einsicht schwinden. Die Abschaffung von Unrecht, von Unterdrückung, jede Milderung von Härten, jede Verbesserung eines Zustandes hält doch noch die Schimpflichkeit von einst fest. Die Schändlichkeit, durch das Fortbestehen der Worte festgehalten, wird dadurch jederzeit wieder möglich gemacht.“

„Keine neue Welt ohne neue Sprache.“ (DJ 132)

Die Vorurteile, die aus der alltäglichen Sprache mit ihren Rollen und Klischees kommen, führen zu einer Gesellschaft von „Unrecht“ und „Unterdrückung“ und unterstützen diese wechselseitig. Um an der Welt und der Gesellschaft etwas zu ändern, muss eine „neue Sprache“, wie der emphatische Schlusssatz des Protagonisten fordert, gefunden werden, die das Gerede überkommt. Diese neue Sprache soll zu einem neuen Menschen führen, der jenseits der festgelegten Identitäten ein authentischeres Sein leben kann.

5.5.2 Der neue Mensch

Die neue Sprache soll also zu einem neuen Menschen führen, einem Menschen, der ein authentischeres Sein lebt, da er aus der Sprache und somit auch aus dem Machtkreis der entfremdenden Gesellschaft ausgetreten ist. Der „erste Mensch“ (A 143), der neue Mensch, der jenseits der Sprache und somit außerhalb der Reichweite der Gesellschaft aufwachsen soll, ist das Kind Fipps in der Erzählung „Alles“. Die Begeisterung des Vaters während der Schwangerschaft seiner Frau leitet sich vor allem aus der Hoffnung auf diesen „neuen Menschen“ ab, der im Gegensatz zu ihm selbst eine andere Identität leben und somit die Welt ändern soll. Als in einem sozialen Rahmen aufwachsend ist Fipps jedoch nicht in der Lage, das herkömmliche Menschsein zu überkommen: „Er ger[ät] . . . den Menschen überhaupt [nach]“ (A 144), da der Vater, wie am Beispiel der Sprache bereits aufgezeigt, nicht in der Lage ist, ihm eine Alternative außerhalb der Gesellschaft darzubieten: „Ich mußte handeln, mit ihm weggehen, mit ihm auf eine Insel ziehen. Aber wo gibt es diese Insel, von der aus ein neuer Mensch eine neue Welt begründen kann?“ (A 147). Der neue Mensch, ein Neubeginn, müsste außerhalb der Gesellschaft, wie beispielsweise auf einer einsamen Insel, stattfinden, was jedoch nicht möglich ist, da jeder als Teil des Man die Gesellschaft bereits mit sich trägt und somit die vorgeformten Rollen weiterlebt. Statt dessen geht das Kind Fipps den Weg des gewöhnlichen Menschen, mit der gleichen Sprache und den gleichen Gesten, was zur Ablehnung des Vaters führt: „Er sollte nur von vorn beginnen, mir zeigen mit einer einzigen Geste, daß er nicht unsere Gesten nachvollziehen mußte. Ich habe keine an ihm gesehen. Ich war neu geboren, aber er war es nicht! Ich war es ja, ich war der erste Mensch und habe alles verspielt, habe nichts getan!“ (A 149). Statt dessen ermöglicht die Einsicht in die entfremdenden Mechanismen dem Vater, sich selbst als „erste[n] Mensch“ zu sehen, als „neu geboren“, da nur aus der Erkenntnis und dem Wissen

sich etwas Neues bilden kann. Und dennoch ist der Vater nicht in der Lage, mit diesem Wissen etwas zu tun, weshalb er es „verspielt“. Seine Handlungsunfähigkeit führt zum späteren Unfalltod des Kindes.

Wie der Vater in „Alles“ versucht auch Charlotte, einen neuen Menschen zu gründen und zu einem Dasein außerhalb der Grenzen der Gesellschaft zu gelangen. Auf diesen Umstand verweist bereits der Titel der Erzählung, „Ein Schritt nach Gomorrha“. Dieser Titel, der durch die gleichgeschlechtliche Beziehung in der Erzählung zumeist als ein abwertender Hinweis auf die Nähe der Handlungen zur Sündenstadt Gomorrha verstanden wurde, die von Gott für ihre Schlechtheit zerstört wurde, kann auch anders gelesen werden, wie Duffaut (151) richtig bemerkt. Anstatt das „nach“ als Richtungsangabe zu lesen, kann man es auch als zeitlich gesehenes „nach“ verstehen. In diesem Kontext werden die Geschehnisse nach der Zerstörung Gomorrhas in der *Bibel* wichtig¹⁰: Lot entkommt mit seiner Frau und seinen Töchtern der Zerstörung Gomorrhas, da Engel ihn aus der Gesellschaft fortsenden, und nach der Erstarrung von Lots Frau zur Salzsäule gründen Lots Töchter in den Bergen mit ihrem Vater eine neue Gesellschaft, was man auch als Neugründungsversuch einer Gesellschaft verstehen kann, fern der Zivilisation und bezeichnenderweise nicht in der kleinen Stadt, in die sie zuerst aus Gomorrha flohen. Dieser Schritt der Neugründung einer Gesellschaft *nach* Gomorrha, nämlich in der Bibel der Moabiter und der Ammoniter, jenseits einer bestehenden Gesellschaft, spiegelt den Versuch Charlottes, eine neue Gesellschaft oder einen neuen Menschen zu begründen und gibt so dem Titel eine neue Wendung jenseits der üblichen Sündenkonnotation.

Anders als in „Alles“ ist Charlotte bereits Teil der bestehenden gesellschaftlichen Verhaltens- und Rollenmuster und negiert diese bewusst:

¹⁰ Vg. „Das Gericht über Sodom und die Rettung Lots“ und „Die Stammväter der Moabiter und Ammoniter“: 1. Mose, 19,1-38.

Nein, erst wenn sie **alles hinter sich würfe**, alles verbrennte hinter sich, konnte sie **eintreten bei sich selber**. Ihr Reich würde kommen, und wenn es kam, war sie nicht mehr meßbar, nicht mehr schätzbar nach fremdem Maß. Es konnte dann nicht mehr heißen: sie ist so und so . . . Sie wußte ja, was zu sagen möglich war und in welchen Kategorien gedacht wurde . . . Immer hatte sie diese Sprache verabscheut, jeden Stempel, den sie jemand aufdrücken mußte – den Mordversuch an der Wirklichkeit. Aber wenn ihr Reich kam, dann konnte diese Sprache nicht mehr gelten . . . Dann war sie **ausgetreten**, konnte jedes Urteil belachen, und es bedeutete nichts mehr, wofür jemand sie hielt. (SG 208, meine Hervorhebung)

Die eigene Selbst-Verwirklichung wird sehr bewusst in einen außergesellschaftlichen Rahmen gestellt: Nur wenn sie „alles hinter sich wirft“ und „austritt“ aus der Gesellschaft der Urteile und Maße, mit denen man von anderen entfremdet wird, was einem „Mordversuch an der Wirklichkeit“, dem authentischen, tatsächlichen Selbst gleichkommt, kann man „eintreten bei sich selber“. Die Imperfektform in der merkwürdig wirkenden grammatischen Konstellation „Wenn ihr Reich kam“, die eigentlich den Konjunktiv fordern würde, lässt den Leser stolpern. Als logischer Satz mit einer Prämisse, „wenn ihr Reich kam“ und einer Folge, nämlich dass „diese Sprache nicht mehr gelten“ kann, ist die Prämisse bereits durch ihre Grammatik fragwürdig und stellt daher auch die Schlussfolgerung in Frage. Charlotte deutet auf etwas, das noch nicht eingetreten ist, doch Bachmann deutet durch die Imperfektform von „kommen“ bereits voraus auf die Unmöglichkeit einer solchen Sprache und eines solchen Reiches. Dieses Reich würde, wird nicht kommen, sondern „wenn [es] kam“ ist es im gleichen Moment auch bereits wieder Vergangenheit, eine nicht haltbare Utopie.

Diesen „Eintritt bei sich selbst“ versucht Charlotte durch eine Beziehung jenseits der gängigsten und grundlegendsten Rollen „Mann“ und „Frau“ zu finden, indem sie zumindest gedanklich eine Frauenpartnerschaft eingeht, in der sie selbst ihre eigenen Regeln aufstellt: „Es sollte zu gelten anfangen, was sie dachte und meinte, und nicht mehr gelten sollte, was man sie angehalten hatte zu denken und was man ihr erlaubt hatte zu leben“ (SG 200). Durch die vollkommene Zentrierung ihrer eigenen Gestalt hofft Charlotte, den bisherigen Rollen zu entkommen, denen der Ehefrau und Frau an sich: „Ich bin niemands Frau. Ich bin noch nicht einmal. Ich will bestimmen, wer ich bin, und ich will mir mein Geschöpf machen . . . Ich will mein Geschöpf, und ich werde es mir machen“ (SG 205). Die Betonung, dass sie „niemands Frau“ ist, richtet sich gegen die Rolle als Ehefrau, in der sie sich einrichten musste. Statt dessen will sie diesen Beziehungsstatus selbst überwinden, und in einem quasi Schöpfungsprozess Mara entsprechend ihren Vorstellungen umformen, um eine neue Daseinsart zu kreieren. Dabei ist Mara als Person innerhalb der Erzählung vollkommen unwichtig, so wie wir sie auch nur aus der Perspektive Charlottes präsentiert bekommen, wie Duffaut bemerkt: „Mara is only important to her as an idea . . . Charlotte’s explicit creation of her as an idea implies an experience that destabilizes the definition codified by signification“ (145). Daher setzt die Möglichkeit dieser Beziehung, die gesellschaftlich nicht etabliert ist und für die noch keine Muster und Rollen existieren, Charlottes Denken frei: „Ihre Gefühle, ihre Gedanken sprangen aus dem gewohnten Gleis, rasten ohne Bahn ins Freie . . . Sie war frei“ (SG 198), und sie stützt ihre ganze Hoffnung darauf: „Wenn sie Mara lieben könnte, wäre sie nicht mehr in dieser Stadt, in dem Land, bei einem Mann, in einer Sprache zu Hause, sondern bei sich . . . Sie mußte dann die Wahl treffen für das Haus, für die Gezeiten, für die Sprache. Sie wäre nicht mehr die Erwählte und nie mehr konnte sie in dieser Sprache gewählt werden“ (SG 205). Das „zu Hause [sein] bei sich [selbst]“

signalisiert die Befreiung der bisherigen und als entfremdet empfundenen Rollen, wie sie mit den Wörtern „Haus“, „Gezeiten“ und „Sprache“, alles Dinge, in denen sie sich als Ehefrau einrichten musste, deutlich macht; sie will ein neues, vollkommen freies, authentisches „Reich erhoffen. Nicht das Reich der Männer und nicht das der Weiber“ (SG 212). Doch trotz der Hoffnung auf einen solchen Zustand bleibt die Verwirklichung, wie schon in der Erzählung „Alles“, aus den gleichen Gründen aus: „Aber immer wenn sie an der Verfassung zu rütteln versucht hatte, war ihr rasch bewusst geworden, daß sie nichts an deren Stelle zu setzen gewußt hätte“ (SG 207). Die Hilflosigkeit, nicht austreten zu können, da man keine Alternativen jenseits hat, wird auch hier deutlich, weshalb die Erzählung in einer unentschlossenen Resignation endet. Die Hoffnung auf den „neuen Menschen“ bleibt auch hier unerfüllt, wie sie auch in der Erzählung „Das dreißigste Jahr“ zwar angedacht wird, jedoch nie zu Ende geführt wird: „Wenn du den Menschen aufgäbst, den alten, und einen neuen annähmst, dann“ (DJ 112)--die abgebrochene Rede, die auf das „dann“ keine Schlussfolgerung mehr folgen lässt, gibt die Idee des „neuen Menschen“ der Unmöglichkeit preis, da sie jenseits der Welt, der Gesellschaft und der Sprache liegen müsste, an die der Mensch jedoch gebunden bleibt.

5.6 Kein Jenseits der Grenzen: Identität innerhalb der Gesellschaft

Wie bereits gesehen ist eine Identität jenseits der Grenzen der Gesellschaft und der Sprache nicht lebbar, da man nicht aus dem gegebenen Rahmen heraustreten kann, wie auch Duffaut treffend bemerkt: „Escape is not an option. To go away implies a destination . . . A different place would not eliminate the existing possibilities . . . There is no place ‘outside’ of existing possibilities” (153). Auch wenn Ingeborg Bachmann die Idee einer authentischen Selbst-Identität innerhalb der Gesellschaft als schwierig zeigt und eine Verwirklichung außerhalb der Grenzen negiert, heißt das nicht, dass eine authentische Identität als unmöglich verworfen wird.

Statt dessen zeigt Bachmann, parallel zur Existentialphilosophie, die Menschen im entfremdeten Zustand der Seinsvergessenheit, den sie jeweils durch einen existentiellen Schock überkommen, um ein authentischeres Sein innerhalb der Gesellschaft zu erlangen, wie ich in Kapitel 3.2 erläutert habe. Ein existentieller Schock schleudert die betreffende Person aus ihrem bisherigen, seinsvergessenen Zustand und macht ein bewusstes Dasein möglich, da sie dem Menschen sein faktisches, tatsächliches und begrenztes Dasein vor Augen führen. Wie in der Definition des Wortes „existentiell“ unter Kapitel 2.1 verweisen diese Momente einen auf das eigene Dasein zurück, um es einem bewusst zu machen und man es somit als selbstüberantwortete Aufgabe des Denkens und Handelns übernimmt. Dieser existentialistische Schock besteht in drei Fällen in dem Tod einer der Protagonisten; in jedem der Fälle inklusive der Erzählungen, in denen niemand stirbt, ist es ein unerwartetes Ereignis, das die Welt und das Denken des jeweiligen Hauptprotagonisten existentiell erschüttert und ihn oder sie zum Neudenken zwingt. In jedem dieser Fälle sind die Protagonisten schließlich, nach ihrem Kampf mit einer entfremdeten Identität innerhalb der Gesellschaft, in der Lage, durch ihr plötzlich bewusstes Da-Sein zu einem authentischen Sein innerhalb der Gesellschaft zu finden. Man kann weder aus Welt noch Gesellschaft noch Sprache austreten. Die eigene Identität muss sich innerhalb dieser Bedingungen bestimmen.

Die Unmöglichkeit des Austritts aus der Gesellschaft wird besonders deutlich in den Erzählungen „Jugend in einer österreichischen Stadt“, „Ein Schritt nach Gomorrha“ und „Ein Wildermuth“, wenn man sich das Ende dieser Erzählungen noch einmal genauer ansieht. In allen drei Erzählungen wird gegen die bestehende Ordnung rebelliert oder diese scharf kritisiert, ohne jedoch wirklich eine Alternative „jenseits“ dieser Ordnung anzubieten. In allen diesen Erzählungen sowie in den drei, die durch den Tod eine andere Art von „Schockerlebnis“ bieten,

ist der gewünschte Austritt unmöglich, und es ist für die Protagonisten nur möglich, ihr Leben weiterzuleben, wenn sie die Welt und ihre eigene Vergangenheit annehmen und sich damit aktiv wieder auf den Weg zu einem eigenen Selbst machen, wie der Protagonist in der ersten Erzählung andeutet: „Man weiß dann, daß alles war, wie es war, daß alles ist, wie es ist, und verzichtet, einen Grund zu suchen für alles . . . Im bewegungslosen Erinnern, vor der Abreise, vor allen Abreisen, was soll uns aufgehen? Das wenigste ist da, um uns einzuleuchten“ (JS 93). Dieser Kommentar am Ende der Erzählung und am Beginn des Erzählzyklus ist keine Resignation, sondern ein Anerkennen der Rahmenbedingungen und ein Aufbruch--vielleicht zu sich selbst. Der Hinweis auf die „Abreise“, auf „alle Abreisen“ eröffnet einen Rahmen innerhalb der Welt, in dem unser Leben die Reise ist, auf dem Weg zu uns selbst.

Auch die Erzählung „Ein Schritt nach Gomorrha“, die auf eindringliche Weise einen Ausbruch aus der Gesellschaft zu schildern versucht, muss anerkennen, dass nur innerhalb der Welt und der Gesellschaft ein Weg gefunden werden kann, da sie am Ende nicht etwa eine neue Welt mit Mara gründet, sondern sich innerhalb ihrer alten Welt neu einrichtet: „Charlotte weinte, wandte sich um, langte nach der Weckeruhr und zog sie auf“ (SG 213), da sie durch das Erlebnis mit Mara einen neuen Blick auf ihre eigenen Möglichkeiten gewonnen hat. Duffaut interpretiert dies ähnlich, wenn sie schreibt: „Her tears suggest that she cries because the transformation of her world-view makes it difficult for her to persist in her role“ (154). Auch wenn die Erzählung nicht sagt, was nach dieser gemeinsam verbrachten Nacht geschieht, ist das Bewusstsein des eigenen Seins ein unleugbares Faktum.

In der Erzählung „Ein Wildermuth“ liegt der Fall ein wenig anders, da Wildermuth uns mit dem Schrei und dem „stumme[n] Innewerden“ (W 252) einen Austritt aus der Sprache und der Gesellschaft glauben lassen will. Doch auch Wildermuth ist nicht in der Lage, aus der

Gesellschaft auszutreten, sondern setzt sich nach den Geschehnissen der Verhandlung bewusst mit den Bedingungen seines Daseins auseinander, da er selbst es ist, der die Geschichte erzählt, wie die Ich-Erzählperspektive deutlich macht. Die Erzählung „Ein Wildermuth“ endet somit nicht wirklich mit diesem Schrei, sondern mit der Selbstrekonstruktion während der Erzählung, wie auch Duffaut bemerkt: „With the first person narrative, subjectivity gains importance . . . language destabilizes as it constructs the subject“ (68). Die „Wahrheit, von der keiner träumt, die keiner will“ (W 252) ist somit kein utopisches Konzept jenseits der Welt, sondern das Anerkennen des In-die-Welt-geworfen-Seins und dessen bewusstes Annehmen.

In der Titelerzählung „Das Dreißigste Jahr“ kommt der existentialistische Schock durch den Tod einer Mitfahrgelegenheit „der an seiner Statt gestorben ist“ (DJ 135) und ihm durch dieses Erlebnis und durch das Bewusstsein seiner eigenen zeitbegrenzten Existenz, die er anhand eines weißen Haares feststellt, die Möglichkeit gibt, seine Identität in der Gesellschaft zu finden und weiterzumachen. Er scheint versöhnt mit der Welt, wenn er zusammenfasst: „Ich lebe ja, und mein Wunsch ist es, noch lange zu leben“ (DJ 136). „Er ist lebhaft mit dem Kommenden befasst, denkt an Arbeit“ (DJ 137), so dass die Flucht ein Ende findet, um einen Platz in der Welt bewusst einzunehmen. Der Appell, mit dem die Erzählung endet und die an den Leser oder an den Protagonisten selbst gerichtet sein kann, zeigt in seiner Anspielung auf die *Bibel*¹¹, in der Jesus einen Gelähmten heilt, indem er ihn auffordert, Vertrauen zu haben und ihm sagt: „Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh nach Hause!“¹² den Weg, aktiv den eigenen Weg der Selbstwerdung zu gehen: „Steh auf und geh! Es ist dir kein Knochen gebrochen“ (DJ 137).

Auch in der Erzählung „Alles“ wird der Vater tragischerweise erst durch den Schock des Unfalltodes seines Kindes befähigt, zu erkennen, dass eine Identität auch innerhalb der

¹¹ Auf diesen Zusammenhang verweist detailliert Kurt Bartsch (142).

¹² Vgl. „Die Heilung eines Gelähmten“: Matthäus 9, 1-8.

bestehenden Rahmenbedingungen der Welt und der Gesellschaft gelebt werden kann: „Aber jetzt, seit alles vorbei ist . . . rede ich manchmal mit ihm in der Sprache, die ich nicht für gut halten kann . . . Ich bin bereit, ihn auf dem Rücken zu tragen und verspreche ihm einen blauen Ballon, eine Bootsfahrt auf der alten Donau und Briefmarken“ (A 157). „Seit alles vorbei ist“ ist der Vater in der Lage, bewusst die Bedingungen anzunehmen und innerhalb der Gesellschaft zu handeln, in der Sprache und den gesellschaftlichen Tätigkeiten wie Bootfahren oder Briefmarkensammeln. Durch dieses neue Bewusstsein seiner eigenen Existenz, das die Seinsvergessenheit durchbricht, indem es die Hintergrundbedingungen nicht nur erkennt, sondern auch anerkennt und bereit ist, bewusst zu leben, ist er durch den erlittenen existentiellen Schock fähig, sich in die Gesellschaft einzugliedern: „Wenn es Kinder gibt nach dieser Umarmung, gut, sie sollen kommen, da sein, heranwachsen, werden wie alle andern“ (A 158).

Das Schockerlebnis in der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ ist der Mord an dem Fremden, der sich weigerte, sich in die Gesellschaft einzugliedern. Sein Tod, der die Unmöglichkeit eines Daseins jenseits der Gesellschaft zeigt, verändert den anonymen Ich-Erzähler, indem es, gleich Siegfried mit dem Drachenblut, einen Schutz auf ihm hinterlässt: „Als ich am Morgen heimkam . . . sah ich auf der Innenfläche meiner Hand das Blut. Ich erschauerte nicht. Mir war, als hätte ich durch das Blut einen Schutz bekommen, nicht um unverwundbar zu sein, sondern damit die Ausdünstung meiner Verzweiflung, meiner Rachsucht, meines Zorns nicht aus mir dringen konnten. Nie wieder“ (UMI 186). Der „Schutz“, der den Protagonisten vor unüberlegten Gefühlen wie „Verzweiflung“, „Rachsucht“ und „Zorn“ beschützt, bringt auch ihn in einen Zustand, in der er nicht mehr seinsvergessen einfach existiert, sondern bewusst sein Leben greifen kann.

6 Zusammenfassung und Fazit

Zusammenfassend ist zu der Problematik der Selbst-Identität in dem Erzählband festzustellen, dass sich die Protagonisten, dem existentialphilosophischen Konzept der Geworfenheit entsprechend, in eine Welt geworfen finden, die sie weder verlassen noch objektivieren können, wie im ersten Teilkapitel der Analyse „In die Welt geworfen - ein Spiel mit vorgefundenen Spielregeln“ ausgeführt wird. Aus diesen Gründen erscheinen in Bachmanns Erzählungen die Randmotive des Spiels, der Falle und des Wahns, die auf die Begrenzung verweisen und somit auch eine höhere Sinngebung, wie das Wort „Wahn“ anzeigt, ausschließen.

Der zweite Hauptpunkt der Analyse konzentriert sich auf das Verhältnis zwischen „Subjekt und Gesellschaft“, die sich erst in Teilkapitel 5.3.1 auf das Subjekt selbst konzentriert, um dann das Verhältnis des Ichs zum Anderen und somit die Gesellschaft in den Mittelpunkt zu stellen. Parallel zur Geworfenheit in die Welt finden sich die Protagonisten in diese Gesellschaft geworfen, aus der sie ebenfalls nicht austreten können und innerhalb derer die Suche nach Selbst-Identität verläuft. Jeder einzelne der Protagonisten erweist sich hierbei, trotz der Widerständigkeit gegen die Gesellschaft und der für sich geforderten Individualität, als Teil der Gesellschaft, wie die verallgemeinernde Namensgebung und die gleichen Verhaltensweisen der Protagonisten zeigen. Entsprechend der Existentialphilosophie ist jeder Teil der Gesellschaft und alle gemeinsam bilden das unpersönliche „Man“, das die Gesellschaft ist. Dieser Aspekt, der in der Sekundärliteratur bisher nahezu unberücksichtigt blieb, führt zu interessanten Einsichten und wirft auf die Figur des „Moll“, der bisher nur knapp als „Massenmensch“ oder „alter Ego“ des Protagonisten in „Das dreißigste Jahr“ gesehen wurde, ein neues Licht, das ihn als Verkörperung des existentialphilosophischen Man detailliert ausleuchtet. Als dieses Man besitzt es eine unpersönliche Universalität, die man nicht umgehen kann und die durch die Universalität und

das Beurteilen und Festlegen der anderen zur Entfremdung des Individuums führt. Diese Entfremdung äußert sich in „Gerüchtgestalten“, als die der einzelne wahrgenommen wird und mit denen ihm eine fremde Identität zugesprochen wird. Der Einzelne lebt in gesellschaftlichen Rollen, die seinem authentischen Sein nicht wirklich entsprechen und spaltet somit seine Identität in mehrere entfremdete Rollen, hinter denen das authentische Selbst unauffindbar bleibt.

In dem folgenden Kapitel „Die Problematik der Sprache“ liegt der Schwerpunkt auf dem Problem der Sprache, die wie die Gesellschaft ebenfalls als Sprache der Öffentlichkeit entfremdend wirkt und mit dem existentialphilosophischen Konzept des Geredes untersucht wird. Abwertend als „Gaunersprache“ oder „Blumensprache“ bezeichnet, haben diese Redensweisen gemeinsam, dass sie keinen direkten Bezug zum tatsächlichen Sein haben. Man kann über alles sprechen, ohne es sich zuvor zuzueignen, weshalb sich das Gerede ins Bodenlose steigert und man in der Zweideutigkeit und der Unklarheit der Rede dem anderen nicht mehr begegnen kann. Dadurch verfehlt man das tatsächliche Sein sowie die eigene und die Identität der anderen, da die unklare Sprache durch ihre mangelnde Identität auch keine Basis zur Konstruktion einer eigenen Identität innerhalb des Geredes bildet.

Kapitel 5.5 erkundet, wie bereits der Titel „Identitätssuche jenseits der Grenzen: Versuchter Ausbruch aus der Gesellschaft“ andeutet, die Reaktionen des Individuums auf die vielfachen Entfremdungsweisen in der Welt. In einem Versuch, sich außerhalb der als entfremdend empfundenen Bedingungen aufzustellen, soll eine neue Sprache geschaffen werden, die zu einem neuen Menschen führt, der ein authentischeres Dasein leben kann. Dieser Versuch ist jedoch von Anfang an zum Scheitern verurteilt, da man sich nicht außerhalb der Bedingungen aufstellen kann, um etwas vollkommen Neues zu schaffen. Da es kein „jenseits“ der Welt, der

Gesellschaft oder der Sprache gibt, kennt man keine Worte einer anderen Sprache, die man sprechen könnte und muss der neue Mensch sich dennoch in der Gesellschaft einrichten.

Das letzte Kapitel der Textanalyse „Kein jenseits der Grenzen: Identität innerhalb der Gesellschaft“ greift noch einmal auf die Unmöglichkeit zurück, aus den gegebenen Bedingungen auszutreten, und erkundet, welche Existenzmöglichkeiten die Bachmannschen Erzählungen dagegen bieten. An den Wendepunkten der Erzählungen, in denen nach der Katastrophe des Todes oder anderen Störfaktoren des normalen Lebens nicht die Resignation steht, bietet Bachmann eine Alternative, indem sie nach den Katastrophen ein Neueingliedern in der Gesellschaft stehen lässt, ein bewusstes Annehmen der Rahmenbedingungen und ein ausdrücklicher Neuanfang, der, fern von der Seinsvergessenheit, die uns die Hintergrundbedingungen vergessen lässt, ein authentisches Sein, das immer im Entstehen begriffen ist, bewusst und aktiv in der Gesellschaft beginnen lässt.

Die Leistung dieser Arbeit ist es, eine detaillierte existentialphilosophische Analyse an den Erzählungen des Bandes *Das dreißigste Jahr* durchgeführt zu haben, welche die Aspekte Welt, Gesellschaft und Sprache unter dem Konzept der Geworfenheit vereint. Betrachtet man den Erzählzyklus noch einmal als Ganzes und hinterfragt auf einer abstrakteren Ebene die Authentizität der beschriebenen Figuren, ihre Glaubwürdigkeit sowie ihren Realitätsbezug, sticht noch einmal die seltsame Anonymität der einzelnen Protagonisten ins Auge, sowie der meist sehr abstrakte und--bis auf zwei Ausnahmen--zeitgelöste Rahmen, in dem sich die Einzelgeschehnisse abspielen. Die Protagonisten verfügen über keine wirkliche psychologische Motivation, und ihre Handlungen entsprechen eher der Ausgestaltung eines abstrakten philosophischen Konzepts oder einer „paradigmatischen Situation“ (Weigel 45). Auf diesen Umstand verweist ebenfalls Sigrid Weigel, die betont, „dass . . . nicht die konkrete Geschichte

einer fiktiven Person erzählt wird, die stellvertretend *für* eine allgemeine Erfahrung stünde. Verallgemeinerung und paradigmatischer Geltungsanspruch sind vielmehr in den Erzählgestus selbst eingegangen“ (29, Kursivsetzung i.O.). Dieser Umstand unterstützt die in dieser Arbeit gewählte Methode der existentialphilosophischen Theorie zusätzlich.

Trotz Anspielungen auf existentialphilosophische Hintergründe, die sich immer wieder in der Sekundärliteratur finden lassen, fehlt eine ausführliche Analyse und Anwendung dieser Konzepte auf die Erzählungen bisher ganz. Dabei bietet die existentialphilosophische Perspektive auf die Bildung einer Selbst-Identität vollkommen neue Aspekte bezüglich des gesellschaftlichen Daseins, das in allen Bereichen bestimmend bleibt, die bisher in der vorhandenen Forschungsliteratur nahezu unberücksichtigt blieb. Bachmanns Erzählungen widerspiegeln--ob von der Autorin intendiert oder nicht lässt sich bisher nicht feststellen--zu einem hohen Grad einige Kernkonzepte des philosophischen Existentialismus, wie in dieser Arbeit nachgewiesen wurde. Doch gleichzeitig gehen Bachmanns Texte über eine simple Wiedergabe der existentialistischen Ideen hinaus, indem sie diese in einen zeithistorischen und somit realitätskritischen Raum bringt. Der philosophische Existentialismus, der in der Universalität seiner Ideen einen zeithistorischen Kontext außer Acht lässt und nach allgemeinmenschlichen Seinsbedingungen fragt, erhält somit durch die Autorin eine kritische Dimension. Anstatt den Historizismus auszuschließen bettet Ingeborg Bachmann in den Erzählungen „Jugend in einer österreichischen Stadt“ und „Unter Mördern und Irren“ geschickt kulturelle und zeithistorische Daten ein, die in die universalen Lesarten des Existentialismus einfließen. Somit versetzt sie die abstrakten Konzepte der Geworfenheit, des Mans und des Geredes in einen realen Raum, in dem man sich immer mit dem jeweiligen zeithistorischen Kontext, in den man geworfen ist, auseinandersetzen muss und die Mollfiguren des Mans nicht

einfach nur das Man selbst sind, sondern gleichzeitig auch Vertreter einer spezifischen Rolle und einer spezifischen gesellschaftlichen Schicht, dem ihr Gerede entspricht.

Über die Genderanalysen hinausgehend, von denen sich diese Arbeit bewusst absondert, indem sie die Genderdiskussion in die Einzelanalysen nicht mit einfließen lässt, bietet diese Arbeit einen Blick auf die Rahmenbedingungen der Selbst-Identität unabhängig von Geschlecht der Protagonisten und in einem weiter gefassten Rollenkonzept, das nicht nur traditionelle männliche und weibliche Rollen zu Grunde legt. Die Frage nach der Konstruktion einer eigenen Selbst-Identität lässt sich nur im vorgegebenen Rahmen von Welt, Gesellschaft und Sprache beantworten, und nicht etwa jenseits dieser Grenzen. Ein authentisches Selbst kann sich, gebunden an diese Bedingungen, nur entwickeln, wenn es für diese Hintergrundbedingungen seines Daseins nicht blind ist und sich bewusst mit diesen auseinandersetzt und sich in ihnen einrichtet.

7 Referenzen

Primärliteratur

Bachmann, Ingeborg. *Ingeborg Bachmann. Werke*. Bd. 2: Erzählungen. Eds. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster; München; Zürich: Piper, 1978.

Sekundärliteratur

Albrecht, Monika & Götsche, Dirk (Eds.). *Bachmann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart; Weimar: Metzler, 2002.

Agnese, Barbara. *Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns*. Wien: Passagen Verlag, 1996.

Ahn-Lee, Yeon-Hee. *Diskurs der Poesie. Sprachproblematik bei Ingeborg Bachmann unter der Berücksichtigung der Wandlung des Problembewusstseins im gesamten Schreibprozeß*. Frankfurt a. M., Bern, New York, Paris: Lang, 1991.

Angst-Hürlimann, Beatrice. *Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen. Zum Problem der Sprache bei Ingeborg Bachmann*. Zürich: Janis, 1971.

Bachmann, Ingeborg. *Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers*. Ed. Robert Pichl. München: Piper 1985.

Bartsch, Kurt. „Geschichtliche Erfahrungen in der Prosa von Bachmann: Am Beispiel der Erzählungen ‚Jugend in einer österreichischen Stadt‘ und ‚Unter Mördern und Irren‘“. In *Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge: Ingeborg Bachmann: Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks*. Ed. Hans Höller. Wien: Löcker, 1982.

---. „‚Und der Fluchtweg kommt uns nicht, wie den Vögeln, zustatten.‘ Zu Ingeborg Bachmanns Erzählung ‚Das dreißigste Jahr‘“. In *Ingeborg Bachmann. L'oeuvre et ses situations*. Ed. Departement d'études germaniques. Nantes : Presses de l'Université de Nantes, 1986.

- Bird, Stephanie. „What matters who’s speaking?\": Identity, Experience and Problems with Feminism in Ingeborg Bachmann’s ‚Malina‘. In *Gender and Politics in Austrian Fiction*. Eds. Ritchie Robertson und Edward Timms. Edinburgh: Edinburgh Verlag, 1996. 150-65.
- Duffaut, Rhonda R.. „Beyond Definition: Language Games, Gender, and Nationality in Ingeborg Bachmann’s Prose“. Diss. University of California, 1997.
- Eichendorff, Joseph. *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe*. Bd I/1. Eds. Harry Fröhlich und Ursula Regener. Stuttgart; Berlin; Köln: Verlag W.Kohlhammer, 1984.
- Ekroll, Oddny. „Keine neue Welt ohne neue Sprache“. *Zur Erkenntnisproblematik in Ingeborg Bachmanns Erzählungen „Das dreißigste Jahr“*. Bergen: o. V., 1979.
- Gehlker, Marion. „Blurring Gender Boundaries: Desire, the Body and Writing in Ingeborg Bachmann's Simultan Cycle“. *Dissertation Abstracts International*, Section A: The Humanities and Social Sciences, vol. 58, no. 9, March 1998.
- Goethe, Johann Wolfgang von. *Faust. Der Tragödie erster Teil*. Stuttgart: Klett, 1981.
- Grimm. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. VI. Leipzig: Hirzel Verlag, 1962.
- Guignon, Charles & Pereboom, Derk (Ed.). *Existentialism. Basic Writings*. 2nd Edition. Indianapolis: Hackett 2001.
- Heidegger, Martin. *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer, 2001.
- . *Unterwegs zur Sprache*. Tübingen: Neske, 1959.
- Herder (Hrsg.). *Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung*. Stuttgart: Katholische Bibelanstalt, 1980.
- Janke, Wolfgang. *Existenzphilosophie*. Berlin; New York: de Gruyter, 1982.

- Kohn-Wächter, Gudrun. *Das Verschwinden in der Wand: destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns ‚Malina‘*. Stuttgart: Metzler, 1992.
- Mahrdt, Helgard. *Öffentlichkeit, Gender und Moral: von der Aufklärung zu Ingeborg Bachmann*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998.
- . „Society Is the Biggest Murder Scene of All’: On the Private and Public Spheres in Ingeborg Bachmann’s Prose”. In *Women in German Yearbook. Feminist Studies in German Literature and Culture*. Eds. Sara Friedrichsmeyer und Patricia Herminhouse. Lincoln; London: University of Nebraska Press, 1996.
- Meyer, Imke. „Ein Schandgesetz erkennt man, nach dem alles angerichtet ist’: Täter-Opfer-Konstellationen in Ingeborg Bachmanns Erzählung ‚Unter Mördern und Irren‘“. In *Modern Austrian Literature*. 31 (1998): 39-55.
- . *Jenseits der Spiegel kein Land. Ich-Fiktionen in Texten von Franz Kafka und Ingeborg Bachmann*. Würzburg: Königshausen, 2001.
- Meyer-Gosau, Frauke. „Auf der Suche nach einer verschwundenen Dichterin. Rom – Wien – Klagenfurt: Stationen der literarischen Karriere Ingeborg Bachmanns“. In *Literaturen*. 1/2 2007, S. 15-29.
- Nethersole, Reingard. „...die unsagbare Gegenwart des Realen’: Der Konflikt von Sprache und Sein im Werk Ingeborg Bachmanns“. In *Ingeborg Bachmann. Neue Richtungen in der Forschung? Internationales Kolloquium Saranac Lake, 6.-9. Juni 1991*. Eds. Gudrun Brokoph-Mauch und Annette Daigger. St. Ingbert: Röhrig, 1995.
- Pilipp, Frank. *Ingeborg Bachmanns ‚Das Dreißigste Jahr‘. Kritischer Kommentar und Deutung*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001.
- Ritter, Joachim: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe, 1971.

- Sartre, Jean-Paul. *Being and Nothingness*. Trans. Hazel E. Barnes. New York, London, Toronto, Sidney: Washington Square Press, 1992.
- . „Der Existenzialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays 1943-1948“. Trans. Bökenkamp, Brenner, Fleischer, König, Scheel, Schöneberg, Wroblewsky. *Jean-Paul Sartre: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Philosophische Schriften 4*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, 1990.
- Seidel, Heide. „Ingeborg Bachmann und Ludwig Wittgenstein. Person und Werk Ludwig Wittgensteins in den Erzählungen ‚Das dreißigste Jahr und Ein Wildermuth‘.“ *Zeitschrift für deutsche Philologie*. 98 (1979): 267-282.
- Steutzger, Inge: ‚Zu einem Sprachspiel gehört eine ganze Kultur.‘ *Wittgenstein in der Prosa von Ingeborg Bachmann und Thomas Bernhard*. Freiburg im Breisgau: Rombach, 2001.
- Stipa, Ingrid. „The Question of Subjectivity in Bachmann’s ‚Frankfurter Vorlesungen‘ und ‚Das Dreißigste Jahr‘.“ In „Other“ *Austrians. Post –1945 Austrian Women’s Writing*. Ed. Allyson Fiddler. Bern: Lang, 1998. 201-210.
- Thorpe, Kathleen. „‚Monuments looking out upon Utopia‘: *The Thirtieth Year* by Ingeborg Bachmann - a Reading.“ In *Thunder Rumbling at my Heels. Tracing Ingeborg Bachmann*. Ed. Gudrun Brokoph-Mauch. Riverside: Ariadne, 1998. 188-206.
- Vormbaum, Ulrich. „Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr.“ In *Erzählen Erinnern. Deutsche Prosa der Gegenwart. Interpretationen*. Ed. Herbert Kaiser und Gerhard Köpf. Frankfurt a. M.: Diesterweg, 1992. 51-68.
- Weber, Hermann. *An der Grenze der Sprache: Religiöse Dimensionen der Sprache und biblisch-christliche Metaphorik im Werk Ingeborg Bachmanns*. Essen: Blaue Eule, 1986.

Weigel, Sigrid. *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. München: dtv, 2003.

Wittgenstein, Ludwig. „Tractatus logico-philosophicus“. In Ed. Ludwig Wittgenstein. *Werkausgabe Band 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.